

Türken, Kurden und Iraner seit dem Altertum

Von

EGON VON EICKSTEDT

Mit 46 Abbildungen
und 2 Übersichtsskizzen



GUSTAV FISCHER VERLAG · STUTTGART

Auffallenderweise gehört der vordere Orient zu den anthropologisch am wenigsten bekannten Gebieten der Erde. Das gilt trotz der räumlichen Nähe zu Europa, trotz vieler archäologischer Expeditionen und reger wirtschaftlicher, kultureller und politischer Verbindungen. Doch bei all dem ist die Anthropologie zu kurz gekommen. Es ist bisher alles bei Stichproben geblieben, die mehr Fragen aufwarfen als beantworteten. Es fehlt ein Überblick über das heutige typologische Bild, fehlen die Zusammenhänge in der zeitlichen Tiefe und räumlichen Breite.

Der Mainzer Anthropologe VON EICKSTEDT hat sich in seinen Studien dem Menschen selbst im Orient zugewandt. Er hat dabei drei Probleme bevorzugt, die ebenso anthropologisch wie archäologisch interessieren: das Hethiter-Türkenproblem, das Kassiten-Indogermanenproblem und das Meder-Kurdenproblem, an die sich die Fragen der Typologie der großen wie der versteckten Völker im Altertum und heute ohne weiteres anschließen. Die Darlegungen der Arbeit gehen mit den theoretischen Folgerungen und Deutungen Hand in Hand. So wird an dem Verlauf der Reise selbst das jeweilige typologische Problem an und mit der Landschaft und an Ort und Stelle archäologischer Fundstellen entwickelt und diskutiert. Dem Leser wird dadurch die Möglichkeit des Miterlebens geboten, eines Mitspürens des Zusammenklanges von Mensch, Raum und Zeit und der lebendigen Dynamik einer Biohistorie, die von der Anthropologie zur Geschichte die Brücken schlägt.

Das Buch ist bei aller wissenschaftlichen Gründlichkeit glänzend geschrieben und zeichnet sich durch reiche Bebilderung aus. Es wendet sich an Anthropologen, Archäologen, Ethnologen, Historiker und Geographen, an alle Naturwissenschaftler und Ärzte, wissenschaftliche Institute und Bibliotheken. Daneben ist es aber auch für jeden interessierten Laien, für Schulen und alle Büchereien hervorragend geeignet.

GUSTAV FISCHER VERLAG
STUTTGART

DM 24,80

Institut kurde de Paris

Institut kurde de Paris

1887
2017
IC TUR

Türken, Kurden und Iraner seit dem Altertum

Probleme einer anthropologischen Reise

Von

EGON FREIHERR VON EICKSTEDT

Dr. phil. nat. Dr. med. h. c. · Professor der Anthropologie

Mit 46 Abbildungen
und 2 Übersichtsskizzen



GUSTAV FISCHER VERLAG · STUTT GART

1961

Institut kurde de Paris



Gustav Fischer Verlag · Stuttgart

1961

Alle Rechte vorbehalten

Satz und Druck: Universitätsdruckerei Mainz GmbH

Einband: H. Koch, Tübingen

Printed in Germany

Inhalt

| | |
|--|-----|
| 1. Zur Einführung | I |
| 2. Türken, Syrer und die hethitische Typologie | 7 |
| 3. Gutäer, Karduchen und die Geschichte der Kurden | 41 |
| 4. Loren, Elam und das Rätsel der Kassiten | 61 |
| 5. Meder, Perser und iranische Akkulturation | 79 |
| 6. Ein Rückblick | 108 |
| Literaturverzeichnis | 114 |
| Register | 122 |

Institut kurde de Paris

I. Zur Einführung

Auffallenderweise gehört der Vorderorient zu den anthropologisch am wenigsten bekannten Gebieten der Erde. Das gilt trotz seiner räumlichen Nähe zu Europa, trotz vieler und recht aufschlußreicher archäologischer und orientalischer Expeditionen und Studien, trotz vieler Orientalen an unseren Hochschulen und trotz reger wechselseitiger Handelsinteressen und beiderseits ausgesprochener Sympathien. Doch bei all dem ist die Anthropologie zu kurz gekommen. Für sie bedeutet Orient noch weithin *Neuland*. Wer hat sich schon seit v. LUSCHAN, ARIENS KAPPERS, wer außer KANSU, COON und HENRY FIELD besonders um die Typologie von Türkei oder Iran bemüht? Es ist bisher alles bei Stichproben hängen geblieben, die mehr Fragen aufwarfen als beantworteten. Es fehlt also noch ein *Überblick* über das heutige typologische Bild, fehlen die Zusammenhänge in der zeitlichen Tiefe und räumlichen Breite.

Das allerdings hat seine verständlichen Gründe. Denn den Archäologen lag es nur erst in zweiter oder dritter Linie an den Menschen, die die alten Kulturen schufen, den Linguisten sind die sprachverbundenen Völker, aber nicht die bodenverbundenen rassischen Typen und ihre bevölkerungsbiologische Dynamik wichtig, und vor allem war der Orient in seinen entlegeneren Gegenden bis vor kurzem nur schwer, wenn überhaupt zugänglich. Stehen doch Türkei und Iran noch heute im Zug einer akkulturativen Anpassung voller Schwierigkeiten und Probleme, richtiger einer Umstellung in der Zivilisation, die zugleich von schweren Verlusten hinsichtlich der alten nationalen Kulturen begleitet wird.

Um so wünschenswerter wäre es, sich beizeiten auch einer Untersuchung der Menschen *selbst* im Orient zuzuwenden, die die glänzenden Kulturen und Reiche des Altertums schufen und heute immer aktiver an den welthistorischen Geschehnissen unserer eigenen Zeit teilnehmen; um so interessanter auch wäre es, den landschaftlichen und wirtschaftlichen Verbundenheiten der Menschen im Orient nachzugehen, ehe die technische Nivellierung auch hier ihre Ursachen und Werte verschüttet. Denn der Mensch hängt ja nicht im luftleeren Raum, sondern entwickelt sich in und mit den Veränderungen seiner Lebensräume und Lebensweisen im Laufe der *Zeit*, zusammen mit kulturellen Wandlungen also und ihren bevölkerungsbiologischen Sichtungen und Siebungen, entwickelt sich auch in und mit seinem *Raum*, seinem Lebensraum, aus dem ihm seine Kultur und Wirtschaft überhaupt erst zuwachsen. Und so wird auch erst in diesem Wechselspiel zwischen den inneren Anlagen und ihren äußeren Möglichkeiten der Mensch, wie wir ihn sehen. Ohne Historie, biologisch betrachtet, und ohne Geographie, biologisch verstanden, kann daher auch keine menschliche Biologie, keine Anthropologie vollständig oder auch nur in ihren Gesamtergebnissen befriedigend sein.

Raum und Zeit aber sind nicht nur theoretisch zu verstehen: sie wollen und müssen *erlebt* werden, die Zeit als *Wandel* und der Raum im *Wirklichkeitsbild*. Anthropologie erschöpft sich daher nicht in Laboratorium und Bibliothek, sondern will selbst erfahren werden. Man muß die alten Berghorste gesehen haben, die zu Rückzugsgebieten von Völkern, Stämmen und Kulturen wurden, ihre Wirtschaftsmöglichkeiten, Klimate und Vegetationen beobachtet haben, muß die Pässe selbst überqueren, die solche Isolate zerschneiden, Verdrängten Zufluchtswege öffneten und Verbindungen zu und zwischen den Völkern der offenen Landschaft boten, muß die dichten Bevölkerungen der Täler, Wannen und Alluvionen kennen, wenn man ihre bevölkerungsbiologischen Rhythmen, Schichtungen und Siebungsprozesse abschätzen will. Und man muß, das wichtigste von allem, als Menschenforscher auch unter und mit den Menschen gelebt, erlebt und miterlebt haben, über die man Gültiges aussagen will.

Es ist aber erstaunlich, wie oft «*Wanderwege*» neuer Völker quer über unwegsame Gebirge oder mitten durch kompakte Siedlungsgebiete gezogen werden, wo es sich noch dazu meist nur um das Weitersickern von Sprachen handelt, und ist nicht weniger erstaunlich, wie alte Reiche und *Reichsgrenzen* sicher kartiert werden, wo es sich bestenfalls um Interessengebiete und sehr oft nicht einmal das handelt. Und es ist am erstaunlichsten, wie Menschen beurteilt werden, zu denen der Beurteiler nicht den geringsten inneren oder äußeren *Kontakt* besitzt oder aufbringen kann. Noch heute sind die Oberamazonier oder die Loló des Da-Liang-Schan alles andere als getreue Bürger der Staaten, in die sie hineinkartiert werden, noch immer gilt, daß man nur beurteilen kann, was man *sonn* sowohl praktisch wie theoretisch kennt. Für ein mir durch langjähriges Leben und Miterleben unter seinen Völkern besonders nahe vertrautes Gebiet konnte das (hinsichtlich der bevölkerungsbiologischen Entwicklung während der letzten Jahrtausende) schon aufgezeigt werden (1). Für den Orient aber fehlt eine solche Arbeit noch.

So war es die Absicht einer kurzen *Expedition* durch Türkei und Iran, zunächst die Möglichkeiten abzutasten, die sich einem Erfassen der rassischen Typenvariabilität im Orient bieten und einen ersten Versuch zu unternehmen, ihrem biohistorischen Werden nachzugehen, also Richtungen und Grenzen des Erreichbaren abzustecken. Denn wenn auch das – leider noch immer allzu spärliche – Skelettmaterial aus älteren Perioden und Fundstätten längst eine eingehende Würdigung gefunden hat, so blieben doch die Verbindungen dieser Befunde aus dem Altertum mit Stand und Zustand der heutigen Bevölkerung nur recht lose, und das nicht zuletzt eben deshalb, weil deren Typenbild selbst heute nur unzulänglich bekannt ist. Mit einigen Stichproben oder breit generalisierenden Provinzial-Mittelwerten ist jedoch einer bevölkerungsbiologischen Analyse noch nicht gedient, wenn es um die Erfassung des lebendigen und raum- und kulturverbundenen Typus der Menschen geht. Eben das aber ist das Hauptziel der Anthropologie: *Den lebendigen Menschen* nicht nur zu zergliedern und zu testen, sondern in seiner Einheit zu verstehen, eben als lebendigen Menschen in seiner funktionalen Ganzheit (wobei «lebendig» für alle Zeiren und nicht etwa wie «lebend» nur für die Heutigen gilt, was nicht verwechselt werden sollte, wie bei E. MÜHLMANN '52:85).

Über bloße Maße hinaus sind daher auch die Beobachtung von Gesichts- und Leibesbildung, von Verhalten und nicht zuletzt den Lebens- und Umweltbedingungen vonnöten. Davon aber liegt bisher so gut wie nichts vor. Deshalb sind auch die Beziehungen zwischen heute und einst noch so lückenhaft, die Beziehun-

gen von den heutigen Türken und Persern zu den großen Nationen ihres Altertums, die im Orient Geschichte gemacht haben. Und weil es sich dabei um die erste und oft großartige Geschichte handelt, die weitgehend auch das kulturelle Werden Europas mit beeinflusste, wäre es um so aufschlußreicher, die *Träger selbst* dieser Geschichte näher zu kennen. Denn dann erst kann sich eine echte Biohistorie ergeben, eine Geschichte nicht nur vom Geschehen her, sondern den Verursachern der Ereignisse und ihren lebendigen Schöpfern selbst her gesehen.

Klar ist dabei zunächst die Rolle des *Raumes*. Mensch wie Ereignisse sind an den Raum gebunden. In typischen Räumen entstanden auch typische Formen, weil der Lebensraum mit seiner Wirtschaftsweise zugleich die sozialen Zusammenhänge bestimmt, entstanden wie bei allen Lebewesen und so auch den Menschen schon lange vor aller Geschichte jene *Geotypen*, die wir biologisch als Rassen oder Varietäten bezeichnen. In und mit ihnen ging und geht jede Entwicklung weiter: Rassen sind plastisch, sind Prozeß. In ihnen erfaßt das immer neue genische oder gar mutative Einspiel streuender Einzelmerkmale natürlich nicht jedes Individuum in gleicher Weise oder Stärke, sondern äußert sich bald weniger typisch, bald «besser» und wird am besten erst in solchen *Kenntypen* greifbar, die sehr viele von jenen Merkmalen auf sich vereinigen, die im Ausschwingen der Formenketten jeweils Geotypus von Geotypus trennen. Der allgemeine Geotypus variiert also, der individuelle Kenntypus aber charakterisiert.

Nicht minder klar ist die Rolle der *Zeit*. Ist alles Lebendige an den Raum und seine Lebensmöglichkeiten gebunden, liegt hier das Moment bodenverwurzelter Konstanz, so bringt die Zeit ihrerseits eine gewisse Befreiung von solchen Bindungen, indem sie dem evolutiven Potential einer Art zu mutativen Verwirklichungen, also zu langsamen *Veränderungen* des Typus verhilft. Zur Tendenz der Konstanz tritt damit die Tendenz der Inkonstanz, und das nie endende Widerspiel beider wird zum Aktivator einer vitalen Dynamik. Die Zeit bringt neue Formen. Beim Menschen aber tritt außerdem als neuer und nur-menschlicher Faktor der biologischen Bindung noch die *Sprache* hinzu. Aus Horden allein geotypischer und streuvariabler Prägung konnten damit Stämme zugleich geotypischer und kultureller Prägung und schließlich Völker werden. So gingen mit der steigenden Zivilisation auch die örtlichen und räumlichen, die natürlichen Lokal- und Rassentypen wachsend und mehr oder minder ineinander über. Kein Volk, das nicht zugleich ein Typengemisch wäre. Aber auch diese *Völker* griffen und konnten nur dort vorgreifen, wo der Raum Wege und gemäßige Lebensmöglichkeiten bot, oder mußten verharren, wo der Raum Sperrn legte oder die Wirtschaftlichkeit der Böden zu Konzentraten führte, und in beiden Fällen lief die genetische Entwicklung von Lokal- oder Mischgruppen und später auch Siebungs- und Sozialschichten nach wie vor weiter. Und da Typus immer körper-seelische Einheit und funktional wirkvolle Harmonie eines *Ganzen* ist, schlagen – aller mendelistischen Vererbung sekundärer Einzelmerkmale zu trotz – die ursprünglichen Geotypen als solche bei den Mischungen immer wieder durch. Noch immer sind die menschlichen Geotypen daher in Berg und Ebene und von Zone zu Zone erkenntlich und auch innerhalb der verschiedenen Völker verschieden in deren Lebensräumen und Gesellschaftsgruppen verteilt. Zivilisation bringt also zwar eine gewisse Befreiung von der natürlichen Umwelt mit sich, aber nie völlige Freiheit. Und so sucht die *Biohistorie* oder Bevölkerungs- und Rassengeschichte aus Skelett, Bildwerk und Kulturschöpfung die Typenvielfalt und das Wesen der

einstigen Menschen wiederzufinden, die die frühhistorischen Ereignisse abrollen und die Zivilisationen entstehen ließen, und sucht ihnen in ihrer vielgestaltigen Dynamik durch den Raum und bis in die heutige Zeit herauf nachzuspüren.

Nicht daß sich dabei etwa eine Rasse, eine räumliche Typengemeinschaft, als besonders zivilisatorisch begabt oder nicht erwiese – alle Menschengruppen haben potentiell die Fähigkeit zum Einsatz hoher und höchster Selbstdomestikation, eben zu Zivilisation. Allerdings ist die intellektuelle Fähigkeit dafür *individuell* erblich verschieden, und hier setzt daher die soziale Siebung der Geeigneten und des Gesuchten an. Gesucht wird dabei natürlich das jeweils Zeitnotwendige: Zivilisationsunterschiede sind Zeitunterschiede. Dagegen aber – und das ist oft viel interessanter – sind Wesen und Haltung bei biologischen Typen verschieden, und zwar nunmehr nicht nur individuell, sondern *gruppenhaft* verschieden. Denn *jeder* menschliche Typus hat ja aus der Ganzheit und Harmonie seines körperseelischen Wurfes heraus seine jeweils eigene Art des Erlebens und damit seine eigene kulturelle Haltung: Kulturunterschiede sind Wesensunterschiede. Das gilt schon für die Einstellung und Mitwirkung von Mann und Frau in einer gegebenen Kultur oder Volksgemeinschaft, für die Siebungsmöglichkeiten der Breitwuchs- oder Langwuchstypen oder auch Altersstufen und gilt erst recht für Wesen, Siebung und Einsatz regionaler Geotypen. Je größer dann der Reichtum an Typen, desto größer auch die Möglichkeiten kulturellen Einsatzes. Zivilisation ist also intellektuelle Potenz, Kultur aber ihr jeweiliger Wesensausdruck.

Daher also suchen wir solche raumweiten Typenähnlichkeiten, um uns ein Bild vom Aussehen und eine Vorstellung vom Wesen der Träger alter oder neuer Kulturen machen zu können. Viel ist darin noch im Orient zu leisten und zu lernen. Dabei ist es zunächst angezeigt, von den bereits bekannten oder wenigstens anerkannten Geotypen oder Rassen in Europa oder Orient auszugehen (2), dies aber im Hinblick auf etwa nötige Kritik oder Korrekturen oder auch Änderungen in den Grenz- oder Mengenzuweisungen.

Dann kommen die schlankwüchsig-mandeläugigen *Orientaliden* mit leicht gebogener Nase und langem Kopf in Frage, die offenbar eine (ursprünglich mediterrane) Einpassungs- oder Entwicklungsform der arabo-syrischen Wüstensteppen darstellen, und die untersetzt-kolbennasigen *Armeniden*, die irgendwie bevorzugt mit den anatolo-armenischen Gebirgen zusammenzuhängen scheinen. Allerdings erhob sich gegen sie schon mancherlei Einspruch, ohne daß bisher Klarheit gewonnen werden konnte. Es kommen des weiteren die aus oder nach Europa hinüberreichenden Geotypen der untersetzt-kurzköpfigen und gradnasigen *Alpiniden* mit rundem Gesicht und der hochwüchsig-steilköpfigen und hakennasigen *Dinariden* mit langem Gesicht und hohem Kinn in Frage, beide auch im mitteleuropäischen Gürtel seit dem Neolithikum und bis heute vertreten, und sind schließlich die grazilen und langköpfigen, gradnasigen und sehr dunkelhaarigen *Mediterraniden* als Mutterschicht in den mittelmeeerischen Landschaften und gelegentlich auch wohl Einschläge jener langwüchsig und blonden *Nordiden* zu beachten, die um das 2. Jt. aus dem offenen nördlichen Landschaftsgürtel von Mitteleuropa bis Turan mit indogermanisch sprechenden Völkern gegen den Süden vorbrachen, gegen Südeuropa selbst wie im ganzen Orient. Ihnen nach drängten die *Turaniden*, die wir schon historisch und anthropologisch gut fassen können, eine leicht mongolisierende, letztlich in den transeurasischen Gebirgs- und Kurzkopfgürtel gehörige Übergangsform, deren Wirkungen zwar historisch sehr weit und bis vor die Tore Wiens griffen, deren biologische Stoßkraft aber schon im nordwestlichen Iran

erlahmte. Wir werden uns mit diesen beiden hochdynamischen Typen des öfteren auseinanderzusetzen haben.

Das also sind die regionalen Hauptformen, die zunächst im Arbeitsgebiet der Expedition zu erwarten wären, die aber nach ihrer Verbreitung und erst recht ihren historischen Verschiebungen, biologischen Verflechtungen und geotypischen Lokalbedingungen noch so gut wie unbekannt sind. Und doch sind wir erst nach ihnen und durch sie in der Lage, uns ein lebensnahes Bild auch von den Völkern machen zu können, die die großen ältesten Kulturen einleiteten und die ersten großen Reiche, ja schon das erste Weltreich trugen, von den Heutigen ganz zu schweigen.

Der Umfang dieses Problemkreises aber greift weit, greift in historische und morphologische wie soziale und psychologische Belange hinein, und so war eine gewisse Beschränkung ratsam. Wir haben daher *drei Probleme* bevorzugt, die ein ebenso starkes anthropologisches wie archäologisches Interesse beanspruchen dürfen, und die sich zudem ausgezeichnet eignen, die *Rolle von Raum und Zeit* in der Dynamik menschlicher Gruppenbildungen zu exemplifizieren. Das sind das Hethiter-Türkenproblem, das Kassiten-Indogermanenproblem und das Meder-Kurdenproblem, an die sich die Fragen der Typologie der großen wie der versteckten Völker im Altertum und heute ohne weiteres anschließen.

Das bestimmt daher auch *die Anlage* dieses Buches: Es gehen die Darlegungen der Arbeit und Beobachtung mit den theoretischen Folgerungen und Deutungen Hand in Hand. So wird an dem – entsprechend eingerichteten – Verlauf der Reise selbst das jeweilige typologische Problem an und mit der Landschaft und an und auf Ort und Stelle archäologischer Fundstätten entwickelt und diskutiert. Dem Leser soll dadurch die Möglichkeit des Miterlebens geboten werden, eines Mitspürens des Zusammenklanges von Mensch, Raum und Zeit und der lebendigen Dynamik einer Biohistorie, die von der Anthropologie zur Historie die Brücken schlägt.

Zur Schreibweise sei bemerkt, daß die landesübliche Form bzw. auch gelegentlich deren Verdeutschung gewählt wurde, wobei im ersteren Fall beim *Türkischen* gilt: c = dsch, ç = tsch, ş = sch, z = stimmhaftes s, ğ (oder gh) = g in berlinerisch Wagen, ı (ohne Punkt) = frz. End-e, e = kurzes ä. Im *Persischen* wurde der üblichen Aussprache gemäß Tabriz nicht Täbriz, Maschhad nicht Mesched, Loren nicht Luren usw. geschrieben, z bezeichnet wieder ein stimmhaftes s und gh und q sind tief guttural, kh wie ch in Bach auszusprechen. Die Betonung liegt in beiden Sprachen gewöhnlich auf der letzten Silbe. Was aber die frühhistorische *Chronologie* angeht, so erinnere man sich, daß es sich dabei um Synchronisierungen handelt, die im 1. Jt. n. Chr. oft um einige Jahre im 2. um mehrere Jahrzehnte, im 3. um einige 100 Jahre schwanken können, auch spricht man von kurzen und langen Chronologien. Für die hier erörterten Probleme ist das ziemlich belanglos.

Was endlich *die Reise* selbst angeht, so mögen zum Abschluß einige kurze Daten und Danksagungen folgen: Dauer von Spätsommer bis Herbst 1956, Unterstützung in sehr dankenswerter Weise durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft, liebenswürdige Begleitung durch Herrn cand. med. HESCHMATOLLAH MOTAMEDI aus Kermanschah, dessen gütige Eltern und sein Vetter MADSCHID ASKAREIAN besonders wesentliche Hilfen gaben, und meine langjährige Technische Assistentin, zu denen noch ein wachsamer Vierbeiner kommt. Zu danken habe ich schließlich noch herzlich den Mitkorrektoren: meiner Frau, Tech. Assist. A. KANDLER, Kustos Dr. W. KLENKE und Doz. Dr. H. WALTER

sowie jenen zahlreichen und hilfsbereiten Gastgebern in Türkei und Persien, deren Namen im Text auftreten, der Leitung der DKW-Werke Ingolstadt und insbesondere Herrn Direktor HUNOLD, die regen Anteil an der Wüsten- und Bergfestigkeit des Expeditionsbus nahmen, und schließlich der Karosseriefabrik Voll-Würzburg, wo dieser unter Leitung von Herrn Ingenieur LINDNER einen vorzüglichen Um- und Ausbau erfuhr. Alle diese Helfer trugen zum nicht geringen Teil dazu bei, daß unser anfangs noch recht gewagt erscheinender Versuch gewisse Klärungen und Erfolge bringen konnte. Sie wurden inzwischen zum Anlaß eines neuen und weitergreifenden Vorstoßes.

Wieder im Orient 1960/61

EGON VON EICKSTEDT

Institut kurde de Paris

2. Türken, Syrer und die hethitische Typologie

I

Schon gleich nach der Überfahrt über den strahlend schönen Bosphorus – Ferientraum jedes Türken, der es sich leisten kann – wurde das erste Hauptproblem der Expedition greifbar. Es betrifft die Frage, wie die heutigen Bewohner Anatoliens – möge es nun der griechisch entleerte westliche, der seldschukisch überfremdete zentrale oder armenisch entnationalisierte östliche Teil sein – biotypologisch und bevölkerungsdynamisch eigentlich zu ihren einstigen, angeblich nur hethitischen Vorgängern stehen, und welche biohistorische Rolle überhaupt den Anatoliern im jahrtausendlang ringenden Ausgleich des vorderasiatisch-iranischen Kräftespiels zukommt.

Liegt doch zunächst ein Widerspruch darin, daß diese *Hethiter* des hethitischen Großreichs von etwa 1700–1200 v. Chr. (3) sich angeblich vorwiegend selbst als *Armenide*, ja oft extrem armenide Typen darstellten und ihnen die Ägypter der Ramessiden-Zeit des 13. vorchristlichen Jahrhunderts noch dazu darin meist folgten, während die in den letzten Jahrzehnten zu Tage getretenen, richtig hethitischen Skelettreste ganz und gar nicht typologisch einheitlich und vor allem nur selten armenid sind (4). Die moderne anatolische Bevölkerung aber wartet ihrerseits mit einem Widerspruch insofern auf, als sie allgemeiner Auffassung nach in ihrer Grundlage eben auch armenid sein sollte (5), wogegen sich aber in neuerer Zeit gewichtige Einwände erhoben haben (5a). Der Verfasser selbst hatte schon bei einer Durchquerung von Westanatolien anlässlich einer Rückkehr aus Indien am 22. 3. 1929 zwischen Konya und Eskişehir in seinem Tagebuch notiert: «Von typischen Armeniden nichts zu sehen, aber Alpine und kleinwüchsige Dinarier reichlich, auch mancherlei nordische Einschlüge». Doch dann beruhigte er sich mit der Vorstellung, daß es sich dabei doch wohl nur um alpine, dinarische oder nordische «Nester» handeln könne.

Doch so einfach liegen die Dinge gewiß nicht. Vor allem spielen die großen landschaftlichen Einheiten und ihre biodynamischen Durchbruchslinien immer noch eine Rolle, von dem beispiellosen Durcheinandersickern sog. osmanischer, altanatolischer, türkmenischer und vor allem kurdischer, schließlich auch immer noch ehemals armenischer Volksteile ganz abgesehen. Vorderasien ist *Brückenland*. All die Berichte von den lärmenden kriegerischen Ereignissen vom Hethiter-einbruch bis zu den Weltkriegen erfassen oder bemerken diese langsamen, aber zähen bevölkerungsbiologischen Verschiebungen unter der Oberfläche meist überhaupt nicht. Im vorwiegenden Westwärtsschieben der Passanten haben aber auch

die historischen Ereignisse und Namen gelegentlich mehr verborgen und verbogen als enthüllt. Denn Zeit und Erinnern sind flüchtig und täuschen oft, der Boden und seine Bedingungen aber bleiben.

Es kann daher kaum mehr einem Zweifel unterliegen, daß wirklich immer noch «unsere idealen Vorstellungen von der Anthropologie Vorderasiens auf äußerst schwachen Füßen stehen» (Tgb. 22. 3. 29). Weiträumige Provinzialmittel anthropometrischer Maße, Stichproben an proletarisierten Stammesflüchtern oder Erhebungen entlang länderquerender Breitengrade aber können, so verdienstlich sie an sich sind, nicht mehr als schattenhafte Umrisse geben und sagen überhaupt nichts über die eigentlich biologischen Momente aus, über Art, Verteilung und Dynamik der lebendigen Typen also. Und so war zu hoffen, daß eine zweimalige Durchquerung der Türkei (von der griechischen zur syrischen Grenze von Nord nach Süd und von der iranischen zur europäischen Grenze von Ost nach West mit je rund 2000 km Strecke) wenigstens einige Anhaltspunkte oder Hinweise für eine biologisch sinngemäßere und tiefergreifende Arbeit geben würden.

Als nachdrücklich *mediterränid* erwies sich zunächst noch die Bevölkerung des westlichen *Küstenvorlandes*, also der tiefliegenden Landschaften des alten Bithynien vor dem Anstieg zum anatolischen Hochland. Liegt hier doch ein Glacis, das auch im Norden und Süden noch schmalrandig die Hochlandscholle umgreift, und soweit wir wissen, schon seit frühen neolithischen Zeiten vom Mittelmeertypus bestimmt war. Die gewaltsame Aussiedlung von 1½ Millionen früh gräzisierten, ureingesessener Kleinasiaten – die erste solcher zweifelhaften Maßnahmen in unserem Jahrhundert – hat also nach 1921 offenbar nur einiges zunächst noch brachliegende Land, aber keine wesentlichen Verschiebungen der Typologie zur Folge gehabt. Es kam allerdings seinerzeit eine halbe Million meist blutsfremder sog. Rückwanderer (Muhadschir) aus Südost-Europa (die ihrerseits ja in der Hauptsache nur mohammedanisierter Europäer oder vereuropäerte Mohammedaner waren) in die Türkei zurück. Aber was davon nicht in Thrakien angesiedelt wurde, war offenbar zu wenig, um die küstenländisch-anatolischen Lücken aufzufüllen.

Der Typus der einst teilweise *jonisierten Küstenanatolier*, die unter sprachlich indogermanischem Vorzeichen, aber doch als blutechte Kleinasiaten einst im 1. Jt. v. Chr. – Homer, Herodot, die Vorsokratiker usw. – den geistigen Aufschwung der klassischen europäischen Kultur eingeleitet hatten, herrscht also hier immer noch trotz der Widersinnigkeiten moderner Politik durchaus vor. Er griff weiter, viel weiter als die Gräzisierung, genauer Jonisierung, mit deren Rückgängigmachung durch Aussiedlung (1921) sich die heutigen Kleinasiaten nur des Ruhmes begaben, mit an der Wiege der abendländischen Kultur gestanden zu haben. Das gilt, wie sich alsbald zeigen sollte, auch für den Süden um Adana-Seyhan. Hier überall blieb also anthropologisch erhalten, was seit uralters eingesessen, mit mediterranem Klima und mediterraner Landschaft zusammen als zugearteter Menschentypus heraufgewachsen war. Mediterränide Typen sind denn auch gerade unter den führenden Schichten der Türken alles andere als selten.

Ganz mediterran nach Vegetation und Klima wirkt auch noch die bithynische Küstenlandschaft selbst von Üsküdar und entlang dem reizvollen Golf von Izmit bis über Adapazar hinaus, wo zudem in Verlandung begriffene Seen, wie der Zapanca-Göl und Eftem-Göl das einst weitere Ostwärtsgreifen des mediterranen Regimes bekunden. Und auch die Bauart der ziegelgedeckten Häuser, stattlichen Dörfer und vielen Wege schließt sich noch eng an den Charakter an, den Südost-

europa bietet. Es ist zudem ein schönes und wohlhabendes Gebiet, dessen reiche Vegetation sich bis jenseits von Bolu dichter und grüner als selbst in Nord-Griechenland entfaltet und für den Beobachter, der etwa kurz vorher die baumlosen Geröllhänge der ostanatolischen Hochgebirge durchquerte, einen unbeschreiblichen Genuß darstellt. Einen sauberen, zufriedenen und wohlhabenden Eindruck machten auch die Bauern, die ich unfern Geredé photographierte, und deren einer, der jüngere mit ostalpinem Typus, sich dadurch erkenntlich zeigte, daß er selbst einen Photoapparat aus dem europäischen Jacket zog und seinerseits betätigte. Der ältere (Abb. 10, S. 24) aber zeigte jenen dinaroiden oder vielleicht besser «anadoliden» Typus, der sich von hier ab gegen die Meditteranen abzusetzen beginnt.

Nur zu verständlich wird bei dieser Lage der Dinge, daß die oft sehr unruhigen Herren des Hochlandes immer gegen die Küsten drängten. Hier lagen die letzten Ziele hethitischer Gaufürsten und Großkönige, der Achämeniden und Sassaniden, und schließlich stießen von hier, von der zu hoher Blüte gebrachten Oasenlandschaft von Konya (Ikonium) aus, auch die *osmanischen Türken* gegen Bursa 1326, Kossowo Polje 1389 und schließlich Byzanz 1493 vor (6). Auf diesem langen Weg verschwand der sowieso nie rein oder auch nur häufiger vertretene mongolide Typus unter den turaniden Seldschuken Transoxaniens natürlich fast völlig. Die mongolische Sprache war geblieben, der mongolide Typus längst verronnen. Bedauerlich genug ist es daher, daß immer noch dilettantische Darstellungen die Türken gelegentlich zur «mongolischen Rasse» rechnen und entsprechend karterieren. Mongolide Typen sind in der Türkei vielmehr sehr selten, viel seltener als etwa in Iran. Nur in isolierten Grüppchen treten sie auf, wie z. B. im jungen Ankara, nämlich bei den dortigen einigen zehntausend rezenter Tatarenflüchtlinge aus Südrußland, oder um Kayseri oder Bursa.

Zwischen Düzce und Bolu setzt dann der jähe Aufstieg auf das Hochland ein, auf das «Galatische Rumpfplateau». Hier liegt rund 250 km von Istanbul entfernt der berühmte *Bolu-Paß* (Bakacak-Paß westlich Bolu), der eine der gangbarsten Pforten Anatoliens darstellt. Hier auch zogen schon die hethitischen, galatischen und römischen Armeen hindurch und wickelt sich heute der rege Verkehr zwischen Istanbul und Ankara ab. Die Straße ist gut, aber der steile Paß der Bruchstufe in Höhe von 1000 m für Laster nicht ungefährlich, wie ein abgerutschter Wagen zeigte. Auf der Höhe liegt dann richtiger Wald mit Fichten und Hainbuchen. Hinter Geredé aber, wo die bis dahin ostwärts gerichtete Straße scharf nach Süden abbiegt, nimmt die Steigung ein zweites Mal bis zu einem zweiten, flacheren Paß von 1500 m Höhe zu. Und wieder dehnt sich an den Hängen eines schmalen Tales und weit über die hohen Berge des İşik-Dağlari Schwarzkiefern- und Lärchenwald und dehnen sich weite Matten, an deren Rändern die hölzernen Sommerdörfchen saisonarbeitender und halbnomadischer Bauern liegen, die Yaylas (C. A. Alagöz 1938). Dort fangen sich die feuchten Westwinde zum letztenmal. Ganz Ankara schwärmt von dieser «Picknick-Gegend» um Kızılcahamam, die immerhin noch nahezu 100 km von dort entfernt ist.

Das aber wird verständlich, wenn man bedenkt, daß sich dazwischen und danach nur weitwellige Hochtäler mit ihren flachen Becken, den «Ovas» ausdehnen, wo nur noch selten an den Rändern niedriges Eichengestrüpp und Haselsträucher auftauchen, dazu natürlich an Bächen oder Flüssen auch eine schmalbandige, aber reiche Galerievegetation. Alles andere ist meist Steppe, die sich bald hier bald da in die geröllreichen Hänge kahler, meist ostwestlich strei-

chender Gebirgszüge verliert (Abb. 1). In weiten, flachen Wellen zieht sich nun das Hochland der alten Rumpffläche bis über Sivas im Osten hin und wird immer kahler und öder.

So heben sich hier zunächst zwei deutlich verschiedene Lebensräume heraus: die küstennahe Niederlandschaft in Reichweite mediterranen Klimas, die *Westanatolien* nebst je einem schmalen küstennahen Nord- und Südfügel betrifft, sowie das anschließende Hochland, das *Zentralanatolien* mit trockenem Steppenklima und mit östlichen Auswegen umfaßt. Hinter der Ova von Sivas aber schließt eine dritte Höhenstufe an, die ihrerseits – wie die Rückfahrt zeigte – scharf gegen die beiden niedrigeren abgesetzt ist, nämlich die tief zerschnittenen Hochtafeln von *Ostanatolien* mit kontinental-gegensätzlichem Klima und mächtigen Gebirgen. Kein Wunder, daß auch die anthropologischen Unterschiede dieser drei anatolischen Lebensräume augenfällig sind und in der anatolischen Biohistorie eine bedeutende Rolle spielen, wie sich alsbald erweisen sollte.

Das *zentrale Hochland* aber war doppelt kahl in seiner spätsommerlichen Dürre, die überhaupt nur noch zwei Farben kennt: das Gelbbraun der Landschaft und das Tiefblau des Himmels. Doch ist es dafür hier oben schon kühl und natürlich trocken. Die Temperatur erreicht im September übertags nur um 23 Grad und liegt nachts nur wenige Grade über Null. Im Frühjahr und Frühsommer breiten sich allerdings in den tieferen Wannen und an den Flußläufen auch weithin grünende Getreidefelder aus (Abb. 1). Denn das Land ist an sich keineswegs unfruchtbar, ja bedeutete noch bis in die byzantinische Zeit hinein geradezu eine «Kornkammer», die ihrerseits den Fruchtereichtum des Vorlandes ergänzte. Erst recht galt das für das Altertum, wo nicht nur Bithynien und Paphlagonien am Schwarzmeer, sondern auch Galatien und Kappadokien im Binnenland eine verhältnismäßig dichte und wohlhabende Bevölkerung besaßen. Das geht gegen die moderne Zeit zurück. Eine fortschreitende Austrocknung ist daran ebenso schuld wie Kanalverfall und leichtfertiger Raubbau an dem immer kärglicher werdenden Baumbestand, den schließlich die zahlreichen Schaf- und Ziegenherden bestenfalls noch bis auf Buschhöhe aufkommen lassen. Im Altertum aber besaß das Hochland noch weite Wälder und viele verhältnismäßig volkreiche Städte.

II

So ist auch *Ankara*, die heute rapide aufschießende Großstadt von schon um 500000 Einwohnern mit ihren eleganten und modernen Boulevards, den geschmackvollen Läden und Villen, prunkenden Bankpalästen und Regierungsgebäuden in ihrem Kern durchaus altanatolisch: das antike Ankyra. Unmittelbar steht hier das Alte neben dem Neuen, die zwar durch den prächtigen Boulevard *Atatürk* äußerlich verbunden werden, aber noch keine innere Einheit bilden, weder im Stil des Sichgebens der Menschen, noch der Bauten. Auf dem ragenden Felsen des zentralen Burghügels erhebt sich über den Mauerresten der nacheinander hethitischen, galatischen und römischen Burg die byzantinische bzw. osmanische Zitadelle, und an seinem Fuß steht mitten zwischen alttürkischen Gäßchen hier der moderne Sümer-Bankpalast, dort und dahinter an alter Tempelwand ein-

gemeißelt, der umfangreiche Tatenbericht des Kaisers Augustus, das Monumentum ancyranum. Ein wenig weiter liegt der Rest der großen römischen Thermen. Gleich darunter aber brodelt der schmutzstarrende Wirrwarr des modernen Metallbasars und der Buden für die Autoreparatur, deren Besitzern man sich nicht ohne weiteres anvertraut. Es ist also bei dieser ebenso sehr alten wie ganz jungen Stadt ersichtlich, daß bei dem neuen wirtschaftlichen Aufschwung noch nicht alle Sparten gleichermaßen nachgekommen sind. Um Kosmetik, Delikatessen und nette Garderobe steht es wiederum besser. Diese kommen, wie alles Gute, aus Istanbul. So ist die *moderne Akkulturation* zwar in vollem Schwung, aber das Alte und Neue sind noch keineswegs ausgeglichen.



Abb. 1: *Typische Landschaft im zentralanatolischen Hochland* unfern Yozgat: fruchtbare Talebene mit Straße, Galeriewald und Siedlung, dahinter die weite Steppe (Phot. v. E.)

Das gilt wie für die Bauten, so auch für die *Kleidung*. Dem Istanbuler ist das Neue schon das Gewohnte, die echten Anatolier aber fühlen sich in ihr noch keineswegs wohl. Zwar tragen auch die einfachen Türken längst eine bald saubere, bald und häufiger mitgenommene europäische Jacke und verbergen ihre Züge unter dem Schirm ihrer sozusagen schon nationalen Kopfbedeckung, einer beispiellos unkleidsamen Flachmütze (Abb. 10–11). Sie ist zudem unzweckmäßig. Bei großer Hitze und großer Kälte, wie sie Anatolien kennzeichnen, wird doch wieder gern ein Tuch um sie gewunden, und der als altmodisch verpönte, aber zweckmäßige Turban ist etwas verunglückt wieder da. Er entstand im Land, weil er für das Land das Geeignete ist. Aber auch das sonstige altnationale und volkstümliche Trachtengut ist nahezu verschwunden, selbst bei den Frauen das Umschlagtuch (der sog. Schleier) in den Städten selten geworden, vieles alte Kunsthandwerk erstorben und die landes- und volksgemäße Eigenart in der materiellen Kultur weithin verloren gegangen.

Hier wie in Istanbul sind die kunstvollen Erzeugnisse althandwerkerlichen Könnens, denen man vor 30 Jahren noch allerorten begegnete, überhaupt schon nicht mehr zu sehen. So standen junge Türken voll Erstaunen vor dem fein ziselierten altosmanischen Messingtopf, der in unserem Reisewagen als Papierkorb diente. An die Stelle des guten Alten ist vielfach sogar recht zweifelhafte Schundware getreten, Randschutt einer mißverstandenen materiellen Zivilisation, der das alte Eigene nicht im entferntesten zu ersetzen in der Lage ist. Ähnliches gilt allerdings, wenn auch nicht immer in so krasser Form, im ganzen Orient. Nur auf kulinarischem Gebiet halten sich Schisch-Kebab, Baklawa, Helva, Lokum und die sonstigen fettreichen Braten und durchdringend süßen Süßigkeiten als ein keineswegs zu verachtendes volkskundliches Refugium, und auf dem Lande und besonders bei den Bäuerinnen stehen die Dinge etwas besser. Im übrigen aber gilt: je stürmischer und bewundernswerter der Fortschritt in der internationalen Zivilisation, desto rascher und beklagenswerter die Verarmung in der altnationalen Kultur. Das hat natürlich auch seine sozialen Folgen, und sie sind unerfreulich.



Abb. 2: *Der Kriegsgott vom Königstor im zentralanatolischen Hattuscha, ein vorwiegend anadolider Typus (n. M. RIEMSCHEIDER '54; vgl. Abb. 3)*

Wie das meiste Moderne, so stammen auch die meisten *Ankaraner* vom Bosphorus, wie man sagt. Aber das ist natürlich eine gewisse Überspitzung wie die bekannte Behauptung, daß der echte Berliner aus Breslau stamme. Doch liegt das Haupteinzugsgebiet wenigstens der Neu-Ankaraner weitaus vorwiegend im einstigen Rumeli der Sultane, in Europa. Aber ihr Bemühen geht um Anadolu, den lange vernachlässigten Kern des osmanischen Reiches. Beides macht sich im anthropologischen *Typenbild* der Stadt bemerkbar. In den neueren Stadtteilen sind Mediterrane und Alpine westlicher Herkunft häufig, in den älteren die Alpenen

und auch einige Armenide östlicher Herkunft, wenn auch nicht so zahlreich wie im Gewimmel des Altbasars von Istanbul. Hie und da treten noch Kurden in Tracht auf, die zu Kolonisten gehören, die neuerdings in der südlichen Umgebung zwangsgesiedelt wurden, und mitunter auch turanide und mongoloide Typen, die islamische Rußlandflüchtlinge erkennen lassen. Am häufigsten aber scheinen



Abb. 3: *Die Anbetungsszene von Ivriss am südanatolischen Taurus, zwei klassisch armenide Typen* (n. M. RIEMSCHEIDER '54; vgl. Abb. 2)

doch jene, sagen wir vorläufig, dinaroiden Typen aufzutreten, die man früher offenbar kurzweg zu den Armeniden geschlagen hat. Überflüssig zu betonen, daß von den Galatern tektosagischen Stammes des Landes Galatien – deren Hauptstadt ja Ankyra war – nur verhältnismäßig wenige nordische Typenreste erhalten sind. Hier wie überall schlägt das Bodenständige durch.

Das Paläanthropologische Institut von Prof. M. S. ŞENYÜREK besitzt nun eine ganze Reihe Schädel aus hethitischer Zeit. Nachdem die lebende Bevölkerung so wenige armenide Typen zeigt, hätte man nach der klassischen anthropologischen Auffassung unter ihnen mindestens einige wirklich gute armenide Typen erwarten sollen. Sie sind tatsächlich aber auch hier nur sehr selten, und im übrigen dominieren durchaus auch bei dem alten Schädelmaterial alpine bzw. dinaroid und mediterrane Formen.

Umgekehrt aber liegen die Dinge bei den Hochreliefs im Hethitischen Museum, dessen Bestände der Direktor Prof. N. DÖLUNAY – Mitausgräber des Alaca Hüyük – liebenswürdig erläuterte. Hier sind in der Tat zahlreiche Belege für die hocharmenide Selbstdarstellung einer (angeblich) hethitischen Oberschicht aus dem taurischen Süden in Bildwerken vertreten, dazu besonders schöne Fundstücke aus proto- bis spät-hethitischer Zeit. Das besterhaltene Typenbild bietet der sog. *Krieger vom Königstor* in Hattuscha, also aus dem zentralen Anatolien, die überlebensgroße Darstellung vermutlich eines Kriegsgottes (Abb. 2). Sie gibt in ihrer gewählt feinen Ausarbeitung offenbar das hethitische Idealbild der Glanzzeit des 13. Jh. v. Chr. wieder. Armenid ist dieser Typus nicht, fügt sich aber recht gut in die Variationsbreite des vorläufig als dinaroid bezeichneten, anatolischen Kenntypus ein. Sein Vergleich mit den beiden geradezu klassischen Armeniden von *Ivriz* am späthethitischen Taurus – ein Gott und ein König – zeigt daher unverkennbar die erheblichen morphologischen Unterschiede der vermutlich vorwiegenden Kenntypen auf dem zentralanatolischen Hochland hier und im südöstlichen Gebirgsgürtel dort (Abb. 3).

So widersprechen sich das künstlerische Bild und die anthropologischen Funde, die extrem armeniden Fürsten- und Götterdarstellungen aus südtaurischen Gebieten und die zentralanatolischen Funde aus der Frühgeschichte, und die moderne Typik paßt erst recht nicht dazu. Es liegt aber das Dörfchen Boghazköy, der klägliche Rest einer Jahrhunderte blühenden Großstadt des 2. vorchristlichen Jahrtausends, nur 207 km Wegs östlich von Ankara und ziemlich nahe der transanatolischen Hauptroute nach Iran. Der ursprüngliche Plan sah daher schon vor, über Boghazköy nach Erzincan und dann südwärts – durch Hauptgebiete der heutigen Westkurden und einstigen Hurrito-Mitannäer – gegen Mosul zu reisen. Boghazköy bedeutete also die erste Etappe auf der Weiterfahrt.

III

Über zahlreiche, streng talgebundene Siedlungen das Ankara-Flüßchen hinauf und dann die weitwelligen Endlosigkeiten der Steppen wird nach 63 km fernem Istasyon Irmak der Kizil Irmak an reizvoll-felsiger Stelle erreicht (Abb. 4). Dreimal zu verschiedenen Zeiten diente hier ein Kliff über dem Strom als will-

kommene und belästigungsfreie Rast- und Nachtstelle. Dann geht es über Yozgat nordwärts zu dem kleinen Kreisstädtchen Alaca (spr. Aladscha). Denn nur 14 km weiter nordwestlich liegt ein berühmter Hüyük, also Siedlungshügel, eben *Alaca Hüyük* (früher auch «Euyük» oder «Höyük»), daneben ein unbedeutendes Neusiedlerdorf. Die Straßen sind nicht eigentlich schlecht, aber weisen immer häufiger jenen sog. Wellblechcharakter auf, d. h. eine enge Querrippelung über Dutzende und mehr Kilometer, wie sie für die Türkei und den Orient überhaupt typisch ist – sehr gefürchtet von den Autofahrern, da durch die dauernden heftigen Erschütterungen schließlich die Schrauben massenhaft gelöst werden oder brechen, vom Zustand des Wageninhalts ganz zu schweigen. Bei Rückkehr hing unser Motor auch nur noch an zwei letzten Stümpfen.



Abb. 4: Am Durchbruch des *Kızıl Irmak* gegenüber *Istasyon Irmak*. Ein Arbeitstag am Halys der Alten, der das Kerngebiet von Hochland u. Hethiterreich umfließt (Phot. A. KANDLER)

Weit dehnt sich jetzt wieder ringsum die gelbbraune und menschenarme Steppe, über deren abgeerntete Felder nur hie und da Hirten in ihren hellen, eckigen Filzmänteln die Herden jener feinwolligen, glänzend weißen oder tief schwarzen Angoraziegen und Fettschwanzschafe treiben, für die das Land berühmt ist. Man befindet sich jetzt schon mitten in dem gewaltigen, nach Norden offenen Bogen, mit dem der größte Fluß Kleinasiens, der *Kızıl Irmak* oder Rote Fluß und berühmte Halys der Antike, die eigentliche Kernlandschaft von Anatolien umreißt. Von diesem riesigen Rundbecken ging der hethitische Bundesstaat, ein recht unorientalisch feudaler Militärstaat aus, der schließlich das ganze zentrale und südliche Kleinasien umfaßte. Die Türken sehen ihn daher als ihren ruhmreichen Rechtsvorgänger an, was territorial mindestens teilweise und anthropologisch – anatolische Urbewohner – auch durchaus gilt.

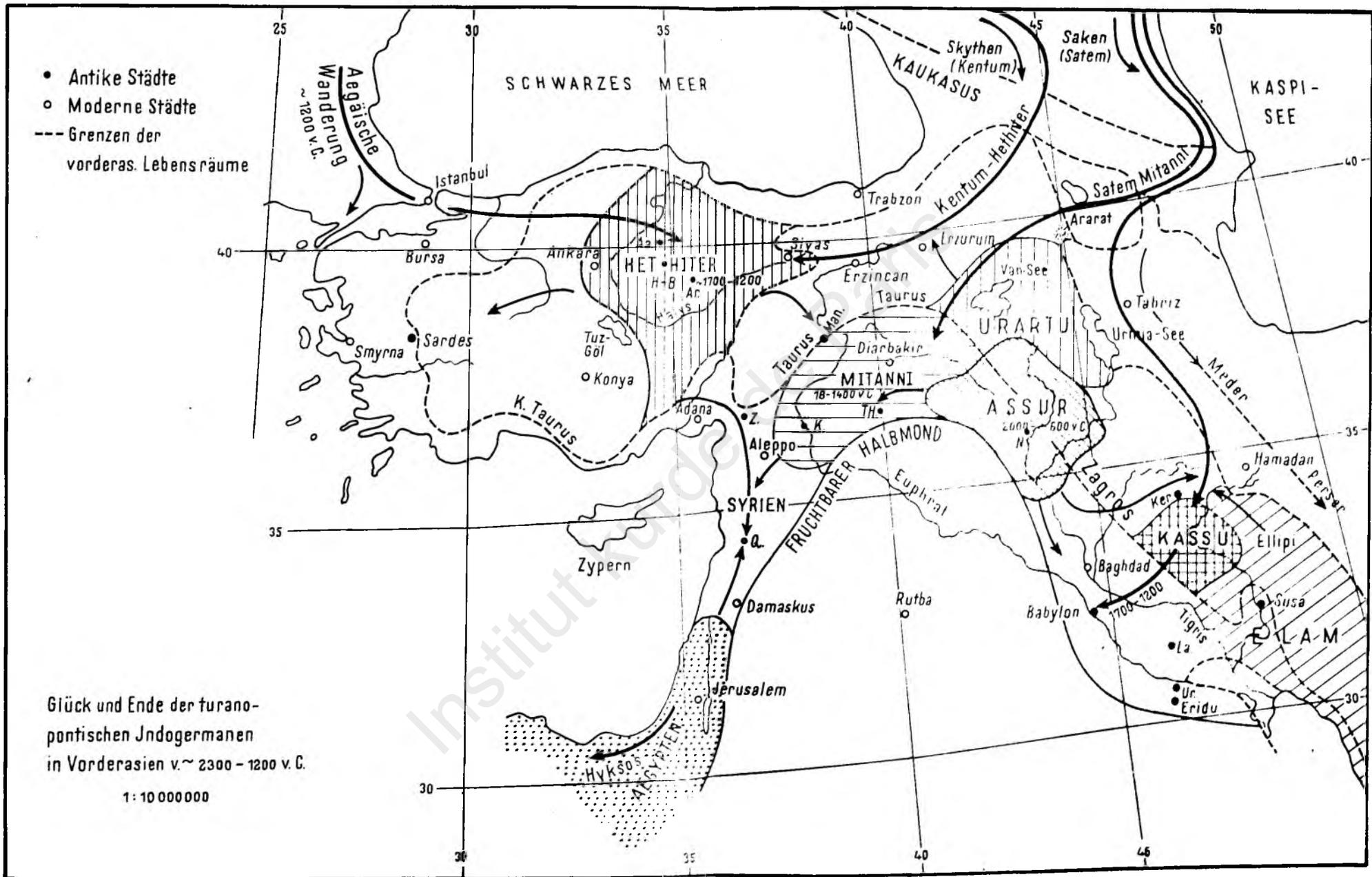
Dem widersprechen allerdings die Armenier (soweit sie überhaupt noch gehört werden) aus sprachlichen und wieder anthropologischen Gründen – indogermantische Sprache und armenider Typus. Denn daß der letztere für die Armenier durchaus typisch ist, war und blieb seit v. LUSCHAN und den neunziger Jahren unbestritten, und daß er nicht nur in den eigentlich altarmenischen Gebieten Ostanatoliens, sondern auch des übrigen Kleinasiens wesentlich und gerade unter den Altbevölkerungen vertreten sei, war gleichfalls allgemeine Auffassung aller Anthropologen. Das aber wurde in neuester Zeit erschüttert – zunächst schon, wenn auch wenig bemerkt, durch die WAGENSEIL-HAUSCHILDSchen Bilder türkischer Soldaten (7), dann durch Bodenfunde aus alter Zeit selbst.

Nichts konnte den türkischen Gelehrten lieber sein. Hatte doch der türkische Vertreter beim Londoner Anthropologenkongreß 1936 schon lebhaft dagegen protestiert, daß der im osmanischen Reich neuerlich sehr unbeliebte Name der Armenier seit Jahrzehnten ausgerechnet zur gemeinsamen Bezeichnung von gewissen armenischen und türkischen Typen verwandt werde. Worauf ihn die Vertreter Frankreichs und Polens darauf hinwiesen, daß wissenschaftliche Typenbezeichnungen und Kongresse keine Politik trieben. Und so verfolgten denn in den letzten Jahren besonders türkische Gelehrte um so eifriger die neue, von dem nordamerikanischen Anthropologen KROGMAN (8) gewiesene Spur, daß wenn schon armenide Typen existieren, so doch keineswegs schon in der Frühzeit des heute türkisch gewordenen Anatoliens. Die Dinge liegen aber noch komplizierter. Weder sind die altanatolischen Funde einheitlich, noch entsprechen sich Spitzenschicht und Volksmasse in alter und neuer Zeit und erst recht nicht die Typen und die vielen Sprachengruppen bis hinauf zu dem mongolischen Alttürkisch, das sich erst im späten Mittelalter in Kleinasien ausbreitete. Davon wird also noch zu sprechen sein.

Ob aber nun Alaca Hüyük die alte, vielgenannte protohethitische und dann noch frühhethitische Hauptstadt Kuschara ist oder nicht, es war zweifellos schon vor, ja gerade vor der eigentlichen Hethiterherrschaft (ab etwa 1800 v. Chr.) ein recht wichtiger Ort, und er blieb es bis tief ins Altertum hinein (9). Das zeigen u. a. die bemerkenswerten ältesten Reliefs von Prozessionen und Jagdszenen, die stattlichen Sphingen und Grundmauern aus hochhethitischer Zeit und schließlich die Keramik der auslaufenden jüngeren Perioden, während denen die Bedeutung der Stadt dann langsam abnahm. Auffallenderweise können die auf steinernen Reliefs dargestellten Typen nun in der Tat nur zum geringeren Teil als armenid, ja kaum als armenoid bezeichnet werden, sondern müssen im Gegenteil überwiegend als mediterran angesehen werden. Am bemerkenswertesten aber sind die Funde aus den ältesten Zeiten selbst, also von Mitte bis Ende des 3. Jt. v. Chr., wie sie in Ankara und dem kleinen Museum des ganz rezenten Siedlerdorts nahe dem Hügel zu sehen sind.

Sie betreffen zunächst vor allem das reiche Begleitinventar von drei bronzezeitlichen Fürstengrüften. In ihm entfaltet sich ein erstaunlicher Gold- und Schmuckreichtum und finden sich solide und geschmackvolle Waffen, Keramik und zahlreiche eigenartige Bronzestandarten und Feldzeichen. Das läßt auf ein recht wohlhabendes kleines Staatsgebilde schließen. Büffel, Schafe und Hunde waren bereits domestiziert, Hirsche finden sich oft als Zier oder Emblem, Hirschjagden zeigen auch noch die Reliefs der hochhethitischen Zeit.

Das Gebiet, heute so gut wie baumlos, muß damals also noch einigermaßen waldreich gewesen sein. Das stimmt denn auch durchaus mit den paläobotanischen



Übersichtsskizze 1: Die turano-pontischen Indogermanen in Vorderasien im 2. Jt. v. Cbr.

Schraffiert: Kerngebiete der Hethiter, Mitannäer, Urartäer, Assyrer, Kassiten und Elamiter.

Abkürzungen: Aa = Alaca Hüyük, Ar = Alisar Hüyük, H-B Hattuscha-Boghazköy, K = Karkemisch, Ker = Kermanschah, La = Lagasch, Mar = Maras, N = Niniveh, Q = Quadesch, TH = Tell Halaf, Z = Zencirli.

Institut kurde de Paris

Forschungen überein, wie sie schon von v. Tschichatscheff so erfolgreich eingeleitet wurden (10). Die extreme Austrocknung und Entwaldung Anatoliens sind also relativ rezente Erscheinungen. Noch zur Byzantinerzeit gab es große Wälder, und in Armenien sind deren letzte Spuren sogar erst in diesem Jahrhundert gefallen. Zur Zeit der Königsgräber, die wohl gegen Ende des 3. Jt. anzusetzen sind, griffen jedenfalls teilweise und besonders auf den Höhen noch mediterrane Klimabedingungen mit den einst wie heute dauernd wehenden Nordwinden vom Schwarzmeer herüber. Interessanterweise zeigen aber auch die in Alaca Hüyük gefundenen frühhethitischen Schädel neben nur wenigen armeniden vor allem mediterrane Merkmale. Das entspricht vollkommen der Aussage der Reliefs. Dieses Gebiet war also nicht nur noch weithin durch mediterranes Klima, sondern auch den mediterranen menschlichen Typus gekennzeichnet. Beides hat sich, wie wir schon sahen, heute in die meeresnahen Randlandschaften der Halbinsel zurückgezogen.

So saß damals also um das einstige frühe Alaca zwischen fetten, ja sumpfigen Ackerböden (Symbol die Magna Mater), weidefähigen Steppen (Symbole Stier und Löwe) und wildreichem Höhenwald (Symbol der Hirsch) ein relativ dicht siedelndes und noch japhetisch sprechendes Bauernvolk von vorwiegend mediterranem Typus, von patriarchalischer Gesellschaftsordnung und alter bodenständiger Kultur, dessen viele kleinstaatliche Zentren zweifellos einen Anreiz für bewegliche und landsuchende Eroberer bilden mußten. Dies um so mehr, als anscheinend anfangs auf Schutz- und Trutzlage und größere Befestigungen nur geringer Wert gelegt wurde. Das war ja mehr-minder damals noch im ganzen Orient der Fall, der bis dahin nur die Hecheleien kleiner Stadt- und Gaufürsten kannte. Die Zeit der ritterlichen Kastelle und feudalen Königsburgen halb-nomadischer Eroberer und Reichsgründer war noch nicht angebrochen.

Das aber wurde anders nach den Vorstößen des halbindogermanischen Militär- adels der *Hethiter* und ihrem Feudalsystem (18. Jh.). Mit ihrer neuen und äußerst erschreckenden Waffe, dem von Pferden gezogenen leichten Streitwagen und den Pferden der Steppe überhaupt, und dem althergebrachten Nomadentum, das zu organisieren versteht, brachten sie die kleinen Bauernstaaten des Halys-Bogens anscheinend rasch unter ihre Botmäßigkeit, glichen sich dann großzügig und tolerant der teils andersgearteten, teils höheren Kultur an und konnten daher schon auffallend bald, noch im Schwung der Eroberer- und Landnahmezeit unter dem dritten Großkönig Mursilis I., einen Vorstoß über Aleppo bis in die ferne Weltstadt Babylon hinein wagen (gegen Ende des 17. Jh. v. Chr.). Diese war natürlich nicht zu halten. Aber ihre Erschütterung war stark genug gewesen, um dort den eigenen Vettern, nämlich den gleichfalls halbindogermanischen, halb-nomadischen und pferdezüchtenden Kaschschi (Kassiten, Kossäer) den Weg zu einer endgültigen Eroberung Babylons freizumachen (S. 68). Beide benutzten dabei natürlich die «Steppenkeile» (E. Banse '19), die hier tief nach Anatolien, dort nach dem Iran hineingreifen.

Dieses Zusammentreffen kann kaum Zufall sein. Nach der zweiten Jahrtausend- wende wirft offenbar eine Serie großer Trockenperioden in den turano-pontischen Steppen deren noch indogermanisch-nordide Stämme südwärts gegen die bäuer- lichen Anrainer. Die Hethiter bogen westwärts in die Erzurum-Sivas Pforte gegen die Hatti ab, die Kaschschi stießen südwärts am Zagros gegen die Lulubu weiter, die Mitannäer drangen im Zentrum über Van gegen Subartu und Hurriter vor, und im Hintergrund schob sich schon die medo-persische Welle nach (Karte 1).

Die beiden Flanken-Vettern, die Hethiter und Kaschschi, herrschten dann beide für mehr als ein halbes Jahrtausend in ihren eroberten Ländern und wurden, wie die kurzlebigeren Mitannäer zwischen ihnen, völlig eins mit deren Vorbewohnern. Das Ausgangsgebiet der Kaschschi war dabei der Zentral-Zagros gewesen, zu dem unsere Reise nicht zuletzt eben deshalb ging, das Ausgangsgebiet der Hethiter der Halys-Bogen, in dem wir standen. Ihre burgenreiche Hauptstadt Hattuscha lag uns bereits greifbar nahe. Als neuerdings nationale und touristische Sehenswürdigkeit ist sie zudem von Ankara aus leicht zu erreichen.

IV

Nur wenige Kilometer südlich des Hüyük von Alaca schwenkt die angenehm feldwegartige Vizinalstraße scharf links in das flache Tal des kleinen Budak-Özü ein, das sich mit seinen fetten schwarzen Böden auch noch rechts weit über Sungurlú im Westen hinzieht. Das also war die Kornkammer der alten Metropole gewesen. Ihre charakteristischen Konturen sieht man alsbald schon von fern über dem Dörfchen *Bogbaşköy* herauftauchen: den weiten Kranz der Randberge, rechts westlich von der flachen Kuppe des Kartalkaya begrenzt, dann den stürzenden Westhang des hohen Blocks von Sarikale und die kilometerweit hoch hinaufschwingende einstige Stadtfläche, links östlich vom ragenden Königshügel und dem Felsen von Büyükkaya abgeschlossen. Das muß einst hier von den kleinen nördlichen Schwellen her ein strahlender Anblick gewesen sein, als noch jede der sieben hohen Kuppen von Burgen überragt war, die Hütten und Tempel der Stadt sich unter ihnen amphitheatralisch höher und höher staffelten und der Ring der Berge gewaltige Tortürme und Mauern trug. In einem 5 km langen Bogen stiegen sie von knapp 1000 m Meereshöhe rechts von Norden empor, überkletterten umschwenkend beim Torturm von Yerkapu den höchsten Punkt mit 1242 m und zogen wieder links nordwärts hinab und über die Königsfeste zurück zur alten Unterstadt. So lag die ganze Metropole, von den Randhöhen der beiden seitlichen Quellbäche des Budak-Özü V-förmig gerahmt und geschützt, wie in einer mächtigen, nach Norden gekippten Schüssel vor dem Beschauer. Neben dem Königshügel trug auch noch jeder innere Felskegel eine kleine Festung für sich, und jeder Stadtteil war noch für sich ummauert. Die strategische Lage war also ausgezeichnet. Dem entsprach allerdings die verkehrsmäßige keineswegs. Denn die großen Nord-Süd-Straßen ziehen östlich oder westlich vorüber, die Ost-West-Wege viel weiter südlich. Mit dem Zusammenbruch der Militärmacht mußte daher auch Hattuscha selbst als Großstadt untergehen.

Den Beginn der Anlage hatte natürlich der mächtige *Königshügel* von Büyükkale gebildet, zu dessen Füßen sich die Altstadt mit dem größten Tempel und dessen Magazinen entwickelte (Abb. 5). Später wurden die zentralen Burgfelsen und ihre Fußsiedlungen mit einbezogen, und in der Glanzzeit des 15. bis 13. Jh. auch die Mauern der Oberstadt mit mächtigen Quadern ausgebaut. Dieses Riesengelände hat allerdings wohl nie völlig geschlossene Häuserzeilen getragen. Wie einerseits die Pärke an Bach und Fluß und die Villen und Landsitze am Tal östlich hinauf zum Felsenheiligtum von Yazılıkaya die Stadt nach außen auflockerten, so bot innen das weite, mattenbedeckte und ungewöhnlich quellen-

reiche Stadtareal nicht nur großen Marktflächen Platz, sondern in Notzeiten auch bäuerlichen Laubhütten, Zelten und vor allem Viehherden. Damit konnte die Ernährung für längere Zeit autark bestritten werden. Mehr als einige zehntausend Einwohner dürfte Hattuscha also selbst zur Blütezeit kaum besessen haben. Beanspruchten doch auch die vorwiegend ebenerdigen Lehmhütten und vielfach ackerbürgerlichen Betriebe und die vornehmeren grundgemauerten Lehmhäuschen mit ihren Höfen und Loggien und prächtigem Blick weithin in die Flußmulde – die gewiß nicht anders gebaut waren als die heutigen ländlichen Lehmhütten – schon selbst einen beträchtlichen Platz.



Abb. 5: *Die Grabung auf der Königsburg, dem Büyükkale von Boghazköy-Hattuscha. Blick über das Stadtgelände zur westlichen Außenmauer, davor links der Schloßfels von Sarikale (Phot. v. E.)*

Nachdem aber um 1200 die ganze Stadt im Zug der sog. ägäischen Wanderung in einer vielleicht schon von phrygischen Eindringlingen raffiniert angelegten, riesigen Feuersbrunst völlig zugrunde gegangen war, entstanden auf dem leergebrannten Gelände nur relativ geringfügige Siedlungen erst phrygischer, dann römischer oder byzantinischer Provenienz, und allein der Königshügel trug für einige Jahrhunderte noch einmal Wehranlagen phrygischer Herren. Wo der Anfang gewesen war, zögerte sich auch das endgültige Ende noch ein wenig hinaus. Genauso war es bei einer westlichen Großstadt in Spanien gewesen, in Ampúrias-Emporion: zuerst siedelten griechische Handelsfahrer auf Cap San Martin, zur Römerzeit hielt sich mit der großen Ibererstadt die Weltbedeutung, bis der günstigere Hafen Barcelona an ihre Stelle trat und auf San Martin schließlich nur noch ein kleiner gotischer Gaugraf hauste (11). Heute steht dort eine winzige, bedeutungslose Siedlung, heute auch am Nordrand des einst so machtvollen Hattuscha

nur noch das eng ins Tal geklemmte Türkendörfchen Boghazköy – daher eben «Schlucht-Dorf» genannt –, und die späte Nachfolgerin eines frühanatolischen Zentralismus wurde das verkehrsgünstiger gelegene Ankara.

Die erste nachmittägliche Wanderung hatte der *Unterstadt* gegolten und den außerordentlichen Umfang des Gesamtgeländes noch gar nicht voll erkennen lassen. Denn kahl und leer schwingen sich die sommerlich verdörrten Flächen die an 3 km lange Talschüssel empor, die nackten Felsen verraten von unten gesehen nichts von ihren Relikten, und oben heben sich die wenigen Trümmerspurten und Wälle kaum vom Horizont ab, zwischen denen hie und da geröll- und splitterreiche, kahlgeerntete Felder liegen. Es blieb herzlich wenig vom alten Glanz. Anderntags aber führte ein vierstündiger Marsch auch durch und um das obere Stadtgelände, auf die Burgen und zu den noch immer ungemein eindrucks-



Abb. 6: *Rampe und Einfahrt zum Königstor* von Hattuscha, rechts dahinter die Basisreste des Kriegsgottes (Phot. A. KANDLER.)

vollen Torresten (Abb. 6), wobei die schöne Karte des BITTELSchen Boghazköy-Werkes, vom Autor selbst freundlicherweise zur Verfügung gestellt, die besten Dienste leistete (12). Auf dem Königshügel wird z. Z. noch weiter gegraben. Hier standen die Paläste der Großkönige und wurde auch ein rund 10000 Tontafeln umfassendes Archiv mit seinen diplomatischen Akten, Briefen, Edikten und religiösen Texten sukzessive gefunden, dessen Schrift B. HROZNY in wirklich genialer Weise entzifferte. Das bedeutete viel für die Erhellung der Geschichte des alten Orients (13).

Rund 2 km nordostwärts des Stadtgeländes liegt sodann der alte Freilufttempel der Hattuschaner in den beiden natürlichen Felsenhöfen von *Yazılıkaya* (= «Schrift ihr Fels»), die mit 9 Reliefs von teils geradezu barocker Eleganz geschmückt sind. Sie können auf einem für leichte Kleinautos auch befahrbaren, mäßig an-

steigenden und lockeren Weg erreicht werden, von dessen mittlerem Abschnitt aus man besonders abends den besten Überblick über das gesamte Stadtgelände hat. Leider sind die sehr schönen Reliefs der Götterprozessionen und Königsdarstellungen auf den Felswänden in über dreitausend Jahren durch Regengüsse und Windgebläse teilweise recht mitgenommen worden. Immerhin blieben die meisten Gesichtsprofile und damit in Übereinstimmung mit Alaca Hüyük dies deutlich: die Hethiter des Kernlandes haben zur Blütezeit des Reiches keineswegs

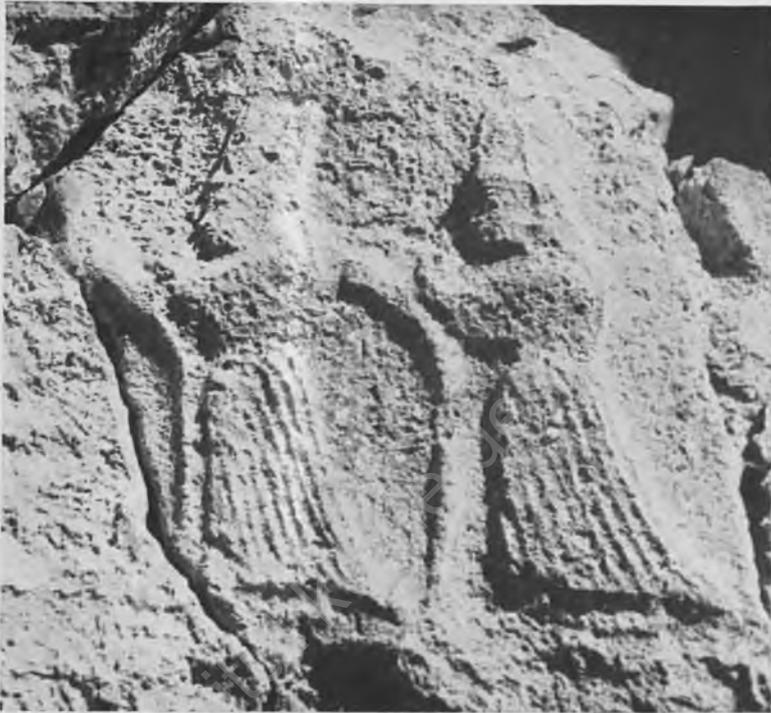


Abb. 7: *Das Opfer des Großkönigs* aus dem vorderen Felsenhof von Yazılıkaya: vorwiegend mediterrane Typen (Phot. v. E.)

nur den armeniden Typus und, wenn überhaupt, so meist nicht in der übertrieben stilisierten Form dargestellt, wie ihn die so viel größeren Reliefs der Provinz und der Spätzeit zeigen. Auch hier tritt vielmehr besonders das mediterranide Element deutlich heraus (Abb. 7).

Das aber ist wichtig für unsere Vorstellungen vom *Typus der Hethiter* überhaupt und für die Verbreitung des armeniden Typus in Anatolien. Muß es danach doch endgültig erscheinen, als ob es, mindestens soweit das Kernland der Hethiter betroffen ist, ein Irrtum war, wenn man nach den bildlichen Erstfunden aus der syro-hethitischen Provinz den Schluß zog, daß die dort so nachdrücklich und oft nahezu karikaturistisch übertriebenen Armeniden ohne weiteres für *alle* Hethiter gelten. Insbesondere nach den Ausgrabungen der achtziger und neunziger Jahre in Zencirli und Karkhemisch hatte man ja ohne weiteres angenommen, daß hier die Zent-

ren der eigentlichen Hethiter überhaupt lägen, von denen aus sie allmählich nach Norden vorgedrungen seien, und zwar als eine nichtarische Bevölkerung. Man wußte also weder etwas von einer indogermanischen Oberschicht, noch von Hattuscha überhaupt oder gar seinem aufschlußreichen Tontafelarchiv. Man brachte dafür aber immer neue Mengen von kurzköpfig-kolbennasigen Darstellungen aus *angeblich* hethitischer Zeit und Herrschaft ans Tageslicht, fand diese in den Darstellungen ägyptischer Siegesberichte aus tatsächlich hethitischer Zeit auf das beste bestätigt und sah schließlich auch den gleichen Typus ringsum unter der lebenden süd-anatolischen und armenischen Bevölkerung um sich.

Das also führte F. v. LUSCHAN bereits in den achtziger Jahren zu der schon selbstverständlich erscheinenden Aufstellung einer armeniden Rasse als anatolischer Ur-Rasse, deren Verbreitung auch und gerade im alten Zentralanatolien damals unbezweifelbar erscheinen mußte (14). Das letztere trifft nach Ausweis zunächst wenigstens der Bilder in der Hethiterhauptstadt selbst aber *nicht* ohne weiteres zu. Denn gerade im halysischen Kernland sind sowohl derbere wie zartere mediterranide und «dinaroide» Profile, aber nur einmal deutlich armenide Nasen vertreten. Das ist bei dem stramm marschierenden Götterzug der hinteren Nebenkammer in Yazılıkaya, am deutlichsten bei dem 2. Gott von links der Fall (Abb. 8). Gerade



Abb. 8: Die letzten der Prozession der Götter aus dem hinteren Felsenhof von Yazılıkaya (14. Jh. v. Chr.): vorwiegend armenide Typen und fremdartige Komposition und Namen (Phot. v. E.)

diese Götter aber tragen zum Teil hurritische Namen, was unverkennbar auf die armenid-aurischen Südgebiete hinweist (S. 33). So liegt bei der so unorientalischen Toleranz des Militär- und Bundesstaates der indogermanischen Hethiter, die niemals einheitlich in Kultur, Sprache und schon gar nicht Religion gewesen waren, der Gedanke nahe, daß es sich hier überhaupt um eine separate Weihestätte der Südaurier gehandelt habe. Man denke nur an die religiöse Großzügigkeit der gleichfalls indogermanisierten Inder! Jedenfalls liegt kein Grund vor, alle Typen-



Abb. 9: Der Sphinx vom Sphinxort zu Hattusa, ein alpino-cromagniformer Typus aus etwa dem 14. Jh. v. Chr. (M. RIEMSCHEIDER '54)

wiedergaben der vielsprachigen und kulturell und religiös gemischten Metropole gerade dem Typenschatz ihres bevölkerungsbiologischen Einzugsgebietes zuzuschreiben. Er war vielartig bunt wie die Hauptstadt selbst. Und museale Erinnerung muß dazu noch den prächtig ausdrucksvollen Kopf der Sphinx von Yerkapu fügen, der alles andere als armenid ist, sondern etwa alpinid mit cromagniformen Nachklängen (Abb. 9). Eben das aber sind durchgehend Typen, die von uns auch in der heutigen Bevölkerung beobachtet werden konnten.

Es deckt sich das zudem auch einerseits völlig mit dem vorwiegend mediterranen Bestand von Alaca und den ältesten anatolischen Gräberfunden überhaupt (S. 17) und paßt andererseits auch ausgezeichnet zu den grobnordiden und alpin-

cromagniformen Einschlägen, die nach J. SCHAEUBLE im späten Hattuscha auftreten. Dessen Hauptmaterial aber zeigt bereits alpinide Typen (15). Und eine immer stärkere alpinide Sättigung läßt sich auch im jüngeren Alishar und so gut wie im ganzen alten Anatolien überhaupt feststellen (16).

Diese an sich so klare biohistorische Aussage wirft nun allerdings ihrerseits so gleich zwei neue *Fragen* auf. Denn einmal ist noch nicht hinreichend geklärt, wie weit an dem vorläufig als alpin bezeichneten Formenschatz *echte* alpinide Tendenzen – also kleinwüchsig-kurznasige Rundköpfe – und wie weit dinaroider oder wenigstens protodinaroider Tendenzen – also hochwüchsig-adlernasige Hochköpfe – beteiligt sind. Und außerdem fehlen und fehlten ja armenide Einsprenglinge – mittelwüchsig-kolbennasige Steilköpfe – auch in Zentralanatolien nie völlig. Aber wie deren kolbennasige Plumpeheit etwas anderes als die kurznasige



Abb. 10: *Vorniegend anadolider Türke* aus der Gegend von Gerece am Aufstieg zum zentralanatolischen Hochland (Phot. v. E.)

Rundgesichtigkeit der echten Alpiniden ist, so auch die schmalnasige Grazilität jener «dinaroiden» Typen. Und gerade diese letzteren treten – soweit ich z. Z. sehe, recht reichlich – in ganz Westanatolien auf, finden sich in den führenden Schichten und treten auch unverkennbar prägnant auf vielen Porträts von türkischen Sultanen auf. So mag man hier vorläufig am besten von einem *anadoliden Typus* – nicht einer Rasse – sprechen (Anadolü = türk. Kleinasien, Abb. 10). Denn eigentlich dinarid ist dieser Typus nicht. Dagegen sprechen seine Kleinwüchsigkeit, Grazilität, weichere Modellierung und dunklere Tönung, wenn auch die Neigung zu hakig-gebogenen Nasen und ziemlich – nur ziemlich – flachem Hinterkopf eine Verbindung zu den eigentlichen Dinariern Südosteuropas herstellen. Er stellt also eine Fortsetzung des mitteleuropäischen Formengürtels gegen Osten hin dar. Allerdings bleibt dabei noch die Frage offen, wie er sich morphologisch und räumlich gegen die – wahrscheinlich geringer vertretenen – Ostalpinen absetzt, und erst recht unklar, wie seine Häufigkeit in den einzelnen Landschaften verteilt ist. Das kann nur weitere Arbeit zeigen.

Sodann aber bleibt noch die Frage der *Herkunft* aller dieser neuen Typen offen. Sie sind plötzlich da und mehren sich. Das kann an einem massenhaften Einsickern landfremder Elemente zugleich mit der hethitischen Eroberung, kann aber auch an einem «Geburtensieg», d. h. einer sozialen Auslese eben dieser Mitkömmlinge oder auch älterer Minoritäten liegen oder schließlich einfach an neuen mutativen Impulsen bei der alten bodenständigen Bevölkerung selbst, also einer «Brachykephalisation» (17). Für alle drei Möglichkeiten – Substitution, Selektion, Transformation – haben wir heute von zahlreichen Bevölkerungen klare Belege und wissen auch, daß alle drei Faktoren gleichzeitig, aber nach Geschichtsgang, Epoche und Kultur bald auf-, bald abschwelend ineinander wirken. Bevölkerungen sind plastisch. Auch Rassen sind plastisch, und Rassenplastizität und Rassenstabilität wechseln zudem ihrerseits aus unbekanntem Gründen bei Mensch wie Tier nach Zeit und Raum. Ohne diese mutative Plastizität – die natürlich keine bloße modifikatorische Umweltwirkung darstellt – wäre ja auch ein Erstauftreten der Kurz-



Abb. 11: *Vorwiegend ostalpine Türken* aus der Gegend von Sivas (Phot. v. E.)

köpfe (in Europa seit etwa dem 5., in Vorderasien seit dem 2. Jt.) gar nicht möglich gewesen. Die einst recht mißfällig aufgenommenen diesbezüglichen Äußerungen des Verfassers (18) sind also längst von den Tatsachen bestätigt worden, und das Bild der Biohistorie ist dadurch zwar verwickelter, aber auch um so vielseitiger und fesselnder geworden.

Bleiben wir aber zunächst bei der vereinfachenden Annahme eines immer mehr zunehmenden «Durchschlagens» gerade alpinider bzw. anadolider Elemente bei den alten Anatoliern – also der Substitutionstheorie –, so wäre doch noch immer eine letzte, biohistorisch interessante Erscheinung zu berücksichtigen. Das ist jene primitive, *langköpfige Grobkomponente*, für die die bisherigen Funde immer noch nicht genau entscheiden lassen, ob es sich um protonordide, protomediterranide oder protoiranide Elemente handelt. Kein bisheriger Bearbeiter hat sich an eine differentialdiagnostische Analyse des verhältnismäßig spärlichen Materials getraut. Vom historischen Gesichtspunkt aus liegt es natürlich am nächsten, bei solchen *Protonordiden* bzw. *Protoiraniden* in Hattuscha an die echten Nesier aus turanisch-nordider Quelle jenseits des Kaukasus zu denken, und dies um so mehr, als sie bevorzugt in reinen Männerbestattungen auftreten. Diese wirken wie die

Gräber einer großköniglichen Leibgarde. Mit dieser Auffassung würde sich zudem gut decken, daß solche mitunter geradezu noch altsteinzeitlich-aurignacid anmutenden Schädel auch in weiteren anatolischen, iranischen und mesopotamischen Nekropolen auftreten, und zwar wieder gerade um und nach der Wende des 2. vorchristlichen Jt. mit seinen großen indogermanischen Vorstößen von Turan gegen den ganzen Vorderen Orient. Das alles war protonordisches Überschwemmungsgebiet, und eine aurignakoide Grundschrift dürfte den Nordiden, Mittelrannen und Iraniden sowieso gemeinsam sein. Jedenfalls steht z. Z. in allen betroffenen Gebieten keine andere mögliche Ausgangsform zur Verfügung. Im übrigen wurde für diese – da sich natürlich in Nordafrika ähnliche spätaurignakoide Formen finden – auch der Allerweltsname Eurafrikanide wieder einmal bemüht.

Daß schließlich in dieser lebhaften Typendynamik der klassische alpine Typus, der bei seiner Verwirklichung immer wieder das genische Milieu andersrassischer Kombinate durchbrechen mußte, gewissen Abänderungen und Harmonisierungen ausgesetzt war, versteht sich unschwer (Abb. 11). So entstehen ja Volks- und Gautypen, und der neuerliche Vorschlag, diese anatolischen Alpinen deshalb überhaupt als *Ostalpine* zu bezeichnen, ist daher recht zweckmäßig (J. L. ANGEL 1951 und M. S. ŞENYÜREK 1951). Nur bilden nicht sie, sondern die Anadoliden den Grundstock der vorderasiatischen Bevölkerung, und das scheint mir im Gegensatz zu ŞENYÜREK und SCHAEUBLE auch für die hethiterzeitlichen Skelettfunde zu gelten.

Soweit wären die Dinge für den Norden Anatoliens also theoretisch klar. Nur paßt das neu gewonnene Bild eines frühhistorischen Umschwungs von wesentlich Mediterraniden zu wesentlich Anadoliden in Anatolien in gar keiner Weise zu den älteren Funden und Vorstellungen der v. LUSCHAN-Zeit, nach denen es sich überall immer nur um eine ortstreuere Urbevölkerung armenider Prägung handeln sollte, die schließlich mit den vorderasiatischen Sektierern und den heutigen Armeniern überhaupt bis in unsere Zeit hineinreichen sollte. Und tatsächlich fand eine solche hethitische und daher doch wohl altanatolische Urbevölkerung noch dazu ihre greifbare und überreiche Bestätigung in den Bildwerken der syro-anatolischen Hethiter selbst, wie deren Gegnern, den Ägyptern (Karnak, Abu Simbel). Es ist zudem auch längst unbezweifelbar, daß Nordsyrien längere Zeit zum Herrschaftsbereich der Hethiter gehört hat, und gerade diese nordsyrischen Hethiter als die Hethiter schlechthin in Ägypten wie im alten Testament auftreten. Hier stimmt also etwas nicht. Wer hat recht: die alten Bildwerke oder die alten Skelette? Beides gleichzeitig ist nicht möglich. Der Zufall fügte es aber, daß gerade Zencirli und Karkemisch im syroanatolischen Grenzgebiet in Kürze besucht werden konnten, und dort ergab sich dann ein Hinweis, der wie ich hoffen möchte, zur Lösung des merkwürdigen Problems beitragen kann.

Inzwischen bleibt es bemerkenswert, daß auch die *heutige Bevölkerung* der Gegend von Boghazköy so gut wie keine auch nur einigermaßen typischen Armeniden zeigt. Tatsächlich sah ich dort nur einen einzigen wirklich guten Armeniden. Das war ein Diener im ehemaligen Konak, und der war ein zugereister Armenier aus Kayseri. Es liegt unter diesen Umständen zutage, daß eine bevölkerungsbiologische Aufnahme mit exakter Typenregistrierung in den nächstgelegenen Dörfern ein beträchtliches biohistorisches Interesse besitzen würde. Denn wenn irgendwo, so könnte sich hier (bei Ausscheidung von Nachsiedlerdörfern) noch ein gewisser Hinweis auf das Typeninventar der klassischen Metropole ergeben. Mußte diese sich selbst auch auflösen, als sie, eine künstlich-strategische Schöpfung militä-

rischer Machthaber, ihre Aufgabe erfüllt hatte, so blieb doch ihr menschliches Einzugsgebiet nach wie vor erhalten, ja wurde gerade durch den Untergang der Stadt zu einem verkehrsfernen Isolat. Noch sind hier heute, wie wir immer wieder feststellen konnten, allerorts auch Vollradkarren, Wasserbüffel und bei den Frauen Pluderhosen und Umschlagtuch erhalten, natürlich auch die alten Bauweisen und Ackergeräte von vorzeitlicher Primitivität. Vom neutürkischen Maschinenkult ist da noch nicht viel zu spüren. So bot Boghazköy ebensoviele anthropologische Rätsel wie Aufschlüsse und Anregungen.

V

Dann wurde die Frage der Weiterfahrt akut. Was bisher an Nachrichten über die heutigen Wege nach dem Osten und Süden der Türkei zu erlangen war, klang sehr ungünstig. Die *Karten* aber, viel zu primitiv, wie die allerorts angebotene Turkey Highway Map oder völlig veraltet, wie die World Map 1 : 1 000 000, blieben stumm. Oft sind die Blätter aus Stielers Handatlas noch das beste (ganz neuerdings erst sind Meßtischblätter 1 : 200 000 und 1 : 800 000 erhältlich). Da rät der lebenswürdige Professor O. TOYGAR, ein bekannter Ankaraner Chirurg deutscher Ausbildung, zum «Autobusbahnhof». Dort treffen sich hunderte von Autobussen und Fahrern aus der ganzen Türkei, und dort ergab sich eindeutig: zunächst direkt südwärts nach Adana und dann – weiterfragen. Mosul aber muß der Grenzschwierigkeiten wegen entfallen.



Abb. 12: Das «kilikische Tor» am Taurus-Südabfall gegen Adana. Typisches Randanatolien mit Straße, Baghdad-Bahn und bewaldeten Höhen (Phot. v. E.)



Abb. 13: *Der heutige Burghügel von Scham'al und das einstige Stadtgelände, links am Hügel der Kurdenweilér Zencirli (Phot. v. E.)*



Abb. 14: *Der einstige Burgpalast von Scham'al aus dem 7. Jh. v. Chr., in dem Assurbanipal nach der Eroberung Ägyptens residierte. Rekonstruktion R. KOLDEWEY (n. F. v. LUSCHAN 1893-1945)*

An der Lykaonischen Salzwüste und den glitzernden Weiten des Tuz Göl, des größten anatolischen Salzsumpfes vorüber, werden so durch die spärlichst besiedelten Gegenden der Lykaonischen Steppentafel die öden Vorhöhen des Kilikischen *Taurus* (richtiger Toros) erreicht. Wie eine Barriere liegt dieser wüste Querstreif zwischen Ost und West – eine sehr bedeutsame Erscheinung für die anatolische Anthropodynamik. Leider ist von den dortigen Nomaden, den Yörüken, bei der Kürze der Zeit nichts zu sehen gewesen (19). Dann treten niedere Zedernwälder auf hohen Bergketten auf, zwischen denen sich in tief eingeschnittener Schlucht Straße und Baghdadbahn hindurchwinden (Abb. 12). Nach dem seltenen Genuß einer Nachraststelle in Lockerwald hinter Gülek folgt der rasche Abstieg in die fruchtbare kilikische Küstenebene. Das interessanteste am dortigen Adana sind die vielen Mediterranen in den Baumwollfeldern ringsum. Der *Taurus* ist also auch Typenscheide. Dann wird die kleine Tiefebene zwischen dem *Giaur Dagh* und *Kürt Dagh* mit dem weltberühmten Dörfchen *Zencirli* angesteuert. Diese Namen erinnern nacheinander an letzte Kreuzfahrerkonvertiten, an das weit westliche Herüberreichen kurdischer Streusiedlungen und an die erste große Ausgrabung in Syro-Anatolien. Sie war nächstes Ziel.

Schon in den achtziger Jahren – genau am 18. Mai 1883 – entdeckte der damals noch junge Anthropologe F. v. LUSCHAN, nachmals einer der vielseitigsten und geistreichsten Gelehrten seiner Zeit, Stätte und Bedeutung des Schutthügels bei den paar ärmlichen Kurdenhüttchen, die sich *Sendschirli* (richtiger und ebenso ausgesprochen *Zencirli*) nannten, d. h. Burgstätte. Der Hügel wurde in «Campaignen» ausgegraben und entpuppte sich als das Kastell des keineswegs unbedeutenden alten *Scham'al* (Samal: Abb. 13), einer späthethitischen Grenzfeste (gegen Ägypten) zwischen 1400–1200, die dann vom 12. bis 8. Jh. Hauptstadt eines kleinen aber blühenden, nachhethitischen Staatswesens mit altaramäischer Sprache – also schon semitischer Oberschicht – und immer stärkerer Abhängigkeit von Assur war. Dieses sog *Scham'al* schließlich um 700 v. Chr. auf, und der großkönigliche Stadthalter bezog in der Fürstenburg einen prunkvollen Palast (Abb. 14). Nach der letzten Zerstörung um 606 v. Chr. wurde es als Festung aufgegeben. Die nahe südlich gelegene Felsenfeste von *Nikopolis-Islahiye* übernahm dann die Wächteraufgabe im langgezogenen Grabenbruch am *Amanus* zwischen *Antiochia* (*Antakya*) und *Caesarea Germanica* (*Mar'asch*). Denn auch hier bei *Scham'al* wie bei *Hattuscha* waren zwar Schutzlage und Wirtschaftlichkeit gegeben, aber wieder die Verkehrslage – diesmal zwischen Quellsümpfen und engen Bergketten – wenig günstig. Das nahe *Karkemisch* lag vorteilhafter (s. S. 33). Der Untergang von *Scham'al* fällt aber mit dem endgültigen Zusammenbruch Assurs überhaupt zusammen, den bekanntlich eine medisch-babylonische Koalition herbeiführte. Es entbehrt daher nicht eines gewissen Reizes, daß es heute ausgerechnet wieder kurdische Hirten sind, die ahnungslos am Schutthügel siedeln, also mindestens nahe Verwandte der einst *Scham'al* zerstörenden Mächte.

Man sieht die langgezogene Mulde des Grabenbruchs schon vom Gendarmeriehäuschen hoch über dem steilen Abfall des *Giaur Dagh* und hat von dort einen ausgezeichneten Blick über die gewundene Straße hinab nach der ganz jungen Siedlung *Fevzipascha*, wo die *Baghdad-Bahn* die Straße nach *Gaziantep* kreuzt. In der brütenden Sumpfwanne liegen mehrere *Hüyüks* bis an den jenseitigen *Kürt Dagh* heran. Ein paar hundert Meter rechts seitlich und südöstlich von der großen Tankstelle – hier äußerst seltene Erscheinung! – führt ein kurzer, schlechter Pfad in einen Hohlweg, in dem merkwürdigerweise eine verrottete Pflasterung auftritt,

merkwürdig, weil sie mindestens heute keinen Sinn mehr hat. Vielleicht war das die Abschleppstraße für die primitiven Ochsenkarren der seinerzeitigen Expeditionen.

Denn nur zwei Kilometer links dahinter liegt nahe am Beckenrand ein flaches kleines Hügelchen, halb von Hüttchen überklettert: die Reste des zentralen Burgpalastes von Zencirli-Scham'al. Die bescheidenen Spuren der fast kreisrunden alten Stadtaußenmauern verursachen kaum mehr als ein leichtes Schwanken des Wagens. Der Hügel selbst ist völlig zerwühlt, gesenkt und eingefallen, die bloßgelegten Mauern der Fortifikationen, Paläste und Kasematten sind zerbröckelt, Schutt liegt herum, Trampelpfade ziehen herüber und hinüber, brauchbare Steine sind zum Bau von Hüttchen verschleppt, sogar alte Reliefs noch an deren Basen zu bemerken.

So also sieht es um eine berühmte Stätte aus, wenn sie die Forschung verlassen hat. Man rekonstruiert sich noch mühselig die pompöse Freitreppe, den großköniglichen Palast, die Burghöfe, Unterkünfte und machtvollen Burgtore, und wird schon von Kurdenjungen als Vorhut, dann der halben Bewohnerschaft umlagert. «Ja, hier wurde gegraben, der Alte da war mit dabei.» Er humpelt heran. «Ich habe mitgeholfen, weil ich immer beim Chef war, das war nämlich der Dr. v. Luschan.» In der Freude darüber, so unvermutet den Namen eines meiner verehrtesten Lehrer zu hören, mit dem und KOLDEWEY ich oft gerade über Zencirli und die Armeniden in engstem Kreise sprach, gebe ich ein Bakschisch, das etwaigen späteren Besuchern die Situation verderben würde. Aber es kommt niemand mehr. Die «Stätte an der Burg», die einst das glänzendste Feldheer ihrer Zeit und soviel Feste, Kämpfe und Karawanen gesehen hatte, liegt jetzt vergessen in ihrer stickend heißen Riedwanne, verlottert, häßlich und nutzlos wie ein ausgeweideter Tierkadaver.

Zuerst zogen die prächtigen *assyrischen Relikte* das ganze Interesse der Entdecker auf sich, vor allem die berühmt gewordene Siegesstele des assyrischen «Weltherrn» Asarhaddon (681–668), der ja hier nach seinem erfolgreichen ägyptisch-syrischen Feldzug (wohl wegen des pferdetränkenden damaligen Sees) kurze Zeit residierte, dann die Paläste mit ihren bilderreichen steinernen Wandsockeln («Orthostaten») und das reiche Kleininventar aus dem Brandschutt besonders der letzten Katastrophe (20). Später trat dann die Bedeutung auch der sog. *bethitischen Funde* stärker in den Vordergrund, die Thronszene des nachhethitischen Lokalfürsten Bar-Rekub (Abb. 15) und die zum großen Teil noch älteren, ja überhaupt vorhethitischen Basisblöcke der Stadt- und Burgtore. Ihre Menschendarstellungen sind eindeutig und überwiegend den Armeniden zuzurechnen, auch wenn man natürlich hier wie sonst eine sorgfältige *Stilkritik* nach Zeit, Volk, Mode und Schule walten läßt.

Niemand aber konnte damals ahnen, daß ein großer Teil von ihnen mit den Hethitern gar nichts zu tun hat, wie man überhaupt den tiefsten Schichten eine geringere Aufmerksamkeit zuwandte. Heute aber wissen wir durch die Vergleichsmöglichkeiten mit Tell Halaf (S. 32), daß die Orthostaten-Reliefs des südlichen Stadttors und des äußeren Burgtors noch in die erste Hälfte des 3. Jt. zu setzen sind (E. HERZFELD), ganze tausend Jahre, ehe ein Hethiter den Boden Anatoliens überhaupt betrat. Doch sind ihre Abgüsse in allen Museen verbreitet und ihre Abbildungen in allen allgemein-historischen und allgemein-anthropologischen Büchern als klassische Hethiter und Armenide zu sehen. Aus unserer (immerhin 1 m langen!) Reisewagenbibliothek ließen sie sich, wie vorher in den Museen, so nun hier auch an und mit Ort und Stelle vergleichen.

Eklatant sprang dabei heraus, wie völlig verschieden Hattuscha und Scham'al sind. Damit klärt sich das *Armenidenproblem* etwas auf. Denn wenn schon Hattuscha echte und vorwiegend nicht-armenide Hethiter zeigte, woran gar nicht zu zweifeln ist, so können das hier im hocharmeniden Scham'al eben überhaupt keine Hethiter sein. Beides zugleich ist nicht möglich. Es bleibt nur ein Schluß: die Hethiter waren im Süden nur kurzfristige politische Herren. Sie hielten sich hier unten überhaupt nur ihre Vasallen und Bundesgenossen. Diesen nur politischen «Syro-Hethitern», den «Hieroglyphenhethitern» also, und keineswegs den eigentlichen Hethitern selbst, sind aber die armeniden Bildwerke zuzuschreiben, die eben deshalb auch lange vor und auch lange nach ihnen noch bestanden. Letzteres gilt sogar für nicht weniger als ein halbes Jahrtausend, nämlich vom Zusammenbruch des Hethiterreiches um 1200 bis um das 7. Jh. v. Chr., wo Assur



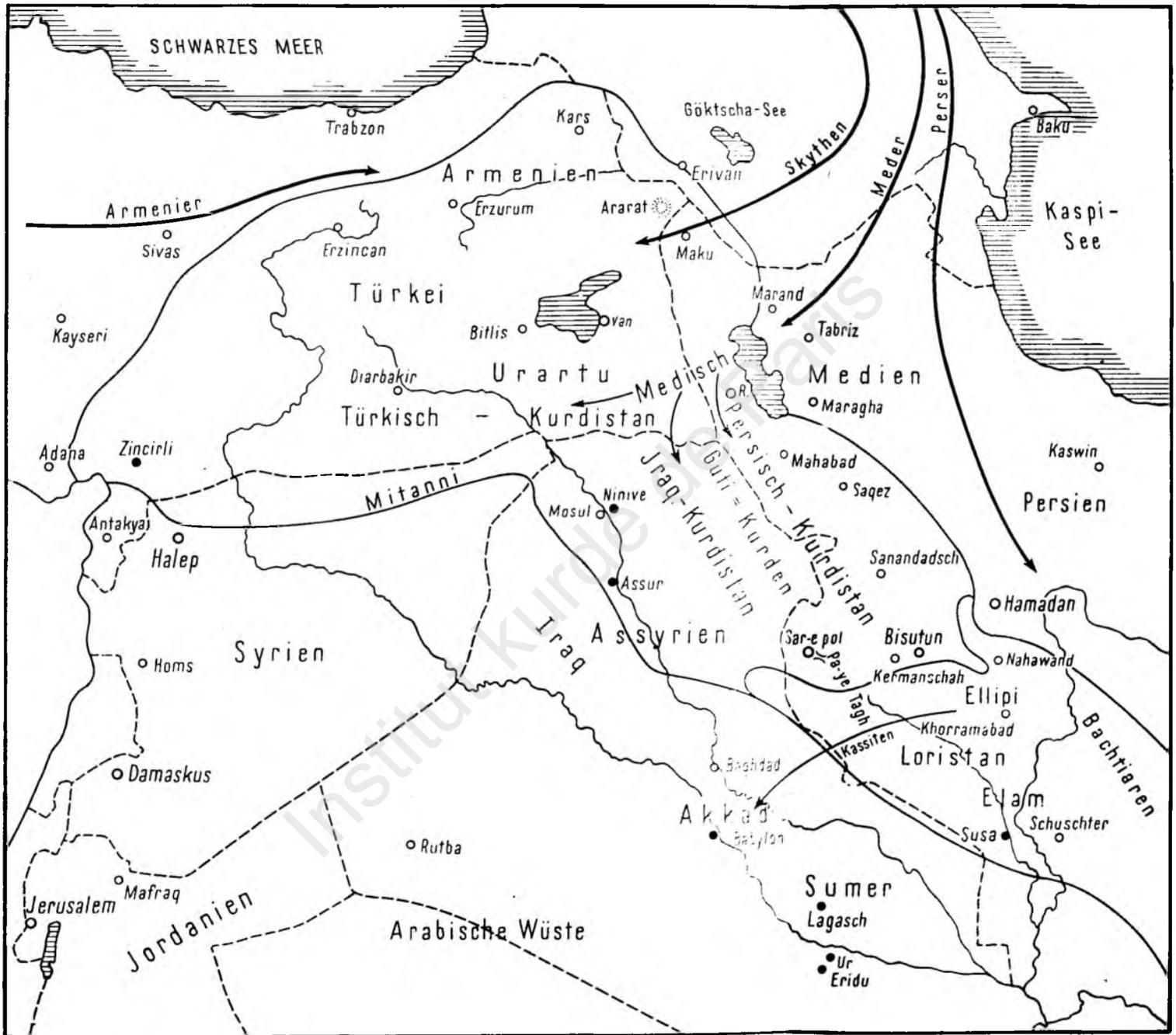
Abb. 15: König Bar-Rekub von Scham'al nimmt den Bericht seines Ministers entgegen.
Vorassyrisches Relief mit armeniden Typen (n. Gipsabguß)

mit den kleinen pseudohethitischen Reststaaten im Taurus aufräumte. Sie hatten die heilige Hieroglyphenschrift der Könige und Götter ihrer einstigen Oberherren – die für den Alltagsgebrauch ja eine Variante der assyrischen Keilschrift verwendeten – für allgemeine Zwecke übernommen, woher ihr Beiname. Und um so verständlicher ist der Irrtum der frühen Erstentdecker, die vom älteren und eigentlichen hethitischen Norden noch gar nichts wissen konnten. So fragt sich nun, wer und was eigentlich diese sogenannten, diese falschen Hethiter im Süden eigentlich sind. Eine schon naheliegende Antwort darauf gab das nächste Ruinenfeld.

Kaum 200 km östlich von Zencirli erhebt sich dort, wo der Euphrat – hier **Firát** genannt – in das Vorland tritt und schiffbar wird, eine weitere bekannte Ruinenstätte. Dort kreuzen sich Nordsüdweg und Ostwestweg am Strom. Die Stelle ist für einen Handelsplatz daher geradezu vorbestimmt. Überschreitet doch auch heute noch die Baghdadbahn eben hier und im Schatten des uralten Burg­hügels den Strom auf einer großen, von Deutschen gebauten und rings als tech­nisches Wunder bestaunten und angepriesenen Eisenbrücke den Euphrat. Einst hieß der Ort Gargamisch und war weltweit bekannt, heute heißt er *Karkemisch* und im Land ringsum kannte ihn niemand. Das Schicksal dieser antiken Handelsstadt war, wie britische Grabungen erwiesen (21), ganz ähnlich wie dasjenige des nach­barlichen Scham'al. Erst ein ziemlich selbständiger Kleinstaat, dann hethitischer Grenzvasall, nachhethitischer und semitisierter Kleinstaat, assyrischer Bundes­genosse und schließlich ab 717, wo sie als letzte der nordsyrischen Städte durch Sargon II erobert wurde, auch assyrische Provinzstadt. Das alles lief in ganz ähn­licher Zeitfolge wie bei Scham'al ab. Gewiß hat der steil gegen den Strom ab­fallende Burgfelsen, der plötzlich hoch aus der Ebene aufragt, schon früh zu einem Sperrfort aufgefordert, um das sich dann im Laufe der Zeit erst eine Alt- und dann Neustadt mit z. T. noch heute meterhoch erhaltenen Wällen scharte.

Gerade diese ältere Zeit aber ist hier besser als in Scham'al zu fassen. Auch sie ist natürlich lange vorhethitisch, aber auch sie zeigt schon jene angeblich typisch hethitischen Bildwerke, die zwar Armenide, aber gar keine Hethiter sind. Hier erweist sich in aller Klarheit, daß Stil und Typus durch mindestens zweieinhalb Jahrtausende ziehen und den Hethitern infolgedessen nur ein vorwiegend politi­scher und ephemärer Einfluß zukommt. Die kulturellen Beziehungen, wenn sie auch manches Althethitische einschmelzen, sind zu Babylon weit stärker, ja selbst die zum uralten Sumer unverkennbar. Ist auch noch nicht alles stratigraphisch und chronologisch völlig abgehoben und geklärt, so scheint doch nun endgültig außer Frage zu stehen, daß hier vor allem anderen ein eigenes und selbständiges Volkstum wirkte, eben ein Volk der echten Armeniden. Um wen es sich dabei aber handelte, haben in jüngster Zeit besonders die erfolgreichen Grabungen des Freiherrn v. OPPENHEIM (22) am *Tell Halaf* aufgedeckt.

Genau 200 km östlich von Karkemisch entfernt und auch noch mit Scham'al in ein und derselben West-Ost-Linie, liegt in heute ganz wüstenhafter Gegend der mächtige Ruinenhügel einer Stadt und eines Volkes, von deren Existenz man bis weit in unser Jahrhundert hinein keine Kenntnis mehr gehabt hatte. Ihr Bereich schob sich gerade zwischen die zentralanatolischen Hethiter und die nordost-mesopotamischen Assyrer, also in den obermesopotamischen, sog. «Fruchtbaren Halbmond». Das waren die *Hurriter*. Als ihr Kernstück sahen die Babylonier das Land zwischen dem oberen Euphrat und Tigris an, und schon Sargon des Älteren Inschriften ergänzen dies «bis zu den Zedernwäldern», also das Amanus-Gebirge am Mittelmeer. «Ihre Berge sind fern und ihre Sprache ist schwer», meinen die Edikte von Hammurabi (etwa 1728–1686). Im Westen, am Amanus und Taurus, reichten die Hurriter also in das Konfliktgebiet zwischen Hethitern und Ägyptern und fielen eben deshalb – wie ja auch das Alte Testament vielfach erkennen läßt – in den kritischen Zeiten des 2. Jt. bald in die Hand der einen, bald der anderen



Übersichtsskizze 2: Die sprachliche Indogermanisierung von Ostanatolien, Kurdistan und Iran im 1. Jt. v. Chr.

Erläuterung: dick umrandet die taurisch-aramenisch-kurdischen Berglandzonen und die kurdisch-lorische (altmedisch-altpersische) Grenze. Unterbrochene Linien deuten die modernen Ländergrenzen an, ● antike Städte, ○ moderne Städte.

1911

1911

Institut Kurde de Paris

1911

Macht. Im Osten reichten sie in ihrer guten Zeit über Nordassyrien bis Ninive und Kerkuk am Zagros, weshalb wir uns mit ihnen auch noch bei der iranischen Kurdenfrage auseinanderzusetzen haben werden (S. 51).

Ein Blick auf die Karte aber erweist die hervorragende Geschlossenheit dieses «*hurritischen Halbmonds*»: im Norden bildet der Bogen der abstürzenden kurdischen und armenischen Taurusketten eine klare Grenze, im Süden setzt der Bogen der arabischen Wüstentafel eine nicht minder klare Grenze, und dazwischen dehnt sich von Obermesopotamien im Osten bis zum syro-palästinischen Mittelmeer im Westen der breite Streifen des Fruchtbaren Halbmonds. So ist also die natürliche Begrenzung ungemein klar, aber die bevölkerungsbiologische Dynamik der Anrainer von Norden und Süden haben sie immer wieder zu durchbrechen versucht. Das wurde zum historischen Schicksal dieses blühenden Gebietes, das heute längst weithin zu unfruchtbarem Steppenland wurde. Denn die (heute kurdischen) Hirtennomaden des Hochtaurus drängten bei jeder Schwäche der Tieflandbewohner von Norden gegen diese vor, wenn sie auch in friedlichen Zeiten deren beste Soldaten und besonders Reiterei stellten, und gleiches galt für die (heute arabisch sprechenden beduinischen) Hirtennomaden der Wüstentafel, die tatsächlich immer mehr das Übergewicht gewannen, ja schließlich in unserem Jahrhundert sogar die obermesopotamischen Nomadenkurden mit der unglücklichen Grenzziehung des syrischen Ostzipfels selbst hinausdrängten. Aber im Altertum war hier ein Land der Städte, Festungen, Felder und Gärten. Bei den Babyloniern hieß dieses Land *Subartu*.

Es ist seinerseits eine ebenso gut geschlossene biogeographische, also lebensräumliche Einheit wie das hethitische Halysbecken, und dazu doppelt so groß. Aber weist jenes im topographischen wie kulturellen Gefälle gegen Südosten, so *Subartu* gegen Südwesten. Und damit kreuzen sich die beiderseitigen Interessen in *Nordsyrien* und in eben dem Raum, in dem wir standen, und der für drei Jahrtausende eine strategische Schlüsselposition im Ringen der vorderasiatischen Großmächte einnahm. Jeder wollte Syrien besitzen – Hethiter, Ägypter, Assyrer und nicht zuletzt diejenigen, denen es rechtens zustand, die Hurriter. Um 1360 und bis zu ihrem Ende um 1200 errangen die Hethiter ein vorläufiges Übergewicht über diese Hurriter, denen ja auch noch die Assyrer, die schließlich um 1308 den letzten hurritischen Reststaat Taidi zerstörten, und die in allen Zeiten von Süden drängenden aramäischen Beduinen im Nacken saßen. Damit standen beide zusammen, das alte hurritische Volk und die verhältnismäßig kurzfristige neue hethitische Herrschaft, in Abwehrstellung gegen den dritten, den ägyptischen Aspiranten (Schlacht bei Qadesch um 1306). Die Hurriter waren also zur hethitischen Grenzwacht geworden. Und eben deshalb gaben die Ägypter der Ramessidenzeit meist den Hethitern, nämlich ihren *politischen* Feinden, auch die Züge der Hurriter, nämlich diejenigen ihrer militärischen Feinde, die ihnen dauernd leibhaftig gegenüberstanden (Abb. 16). Deshalb auch können Armenide mit hurritischen Götternamen in der Nebenkammer von Yazılıkaya nicht überraschen (S. 23), wenn man diese als ein Heiligtum der südlichen Bundesgenossen bzw. Bundesstaaten der eigentlichen Nordhethiter deutet. Auf diese Weise also kamen die Hethiter zu ihrem armeniden Typus, der ihnen gar nicht zusteht.

Daß dabei aber auch wieder ein indogermanisches Volk eine Rolle mitspielte, ist nicht ohne Bedeutung und Interesse. Denn als die westlichen, kentum-indogermanischen Nesier das Hethiterreich begründeten, drangen etwa gleichzeitig die östlichen, satem-indogermanischen *Mitannäer* im östlichen *Subartu* ein, also über

die Gegend des Vanses in Richtung des zentralen Fruchtbaren Halbmonds (S. 32). Als beide dann gegen die natürlichen Auswege ihrer Räume drängten, also gegen Nordsyrien, und in Konflikte gerieten, konnten deshalb auch beide Partner indogermanische Götter wie Indra und Varuna anrufen, wie es im Vertrag des großen Schuppiluliumas I. von Hattuscha mit dem mitannischen König Mativaza als Vassallen um 1350 geschah, der auch in beiden Versionen noch erhalten ist. Es waren die ost-indogermanischen Mitannäer also genauso ein hurritisches *Zwischenspiel* um 1600 bis 1400, wie die west-indogermanischen Hethiter ein ebensolches zwischen 1400 und 1200, und beide sind ursprünglich oder überhaupt alles andere als Armenide. Nach dem Hethitersieg brachten es die Hurriter allerdings nicht wieder zu einer Großmacht. Auf eine kurze und teils glänzende aramäische Zeit nach-hethitischer Krümelstaaten und lange assyrische Zeit folgten Makedonier und Römer. Aber noch die nordsyrischen Bildwerke aus diesen letzten Perioden tragen



Abb. 16: Südbethitische Grenztruppen aus der Schlacht von Qadesch. Armenide Hurriter bringen dem Pharao 1306 v. Chr. eine vernichtende Niederlage bei (Tempelrelief von Abu Simbel) (n. M. RIEMSCHEIDER '54)

oft die typisch armeniden Züge der Hurriter. Ihre rassische Grundlage blieb, wie auch die Herren wechselten, und so auch ihre typische Kunst mit ihren typischen Armeniden. Das gilt auch für *Urtie* (E. AKURGAL '59).

Einen radikalen Schnitt in das alte Volkstum bedeutete viel später dann allerdings der Einbruch der mongolischen Armee unter *Timur Lenk* von Mardin aus. Im Jahre 1401 wurde die gesamte Bevölkerung des blühenden zentralen Halbmonds ausgerottet oder vertrieben (22a), ähnlich der der skythischen Ukraine, des weddo-nesiden Tchampa oder des modernen Ostdeutschland. Seitdem war dort Wüste, und an die Stelle der einstigen Hurriter traten allmählich im Süden Beduinen und im Norden Kurden. Beide suchten als bewegliche Nomadenstämme vor allem Weidegebiete, nicht Ackerböden, beide auch drängten bei allen späteren Katastrophen und bis heute, bis zu den modernen Armeniervertreibungen und widersinnigen Grenzziehungen gegen das Kulturland vor, und mit der Wirtschaftsweise wechselte daher hier auch der Typus: Mediterran-Orientalide und (vermutlich) Ostanadolide traten an die Stelle der uralten hurritischen Armeniden. Reste von ihnen haben sich aber wohl noch hie und da unter den Sektierern und

Fluchtsiedlern im kurdischen und armenischen Taurus erhalten. Diese zeigen daher anscheinend recht oft, wie schon v. LUSCHAN, später v. OPPENHEIM, ARIENS KAPERS u. a. betonten, die alten hurritischen Züge und somit einen armeniden Typus. Leider reichte unsere Zeit zu einem Vorstoß bis Mardin und in seine schwer zugänglichen Gebirge diesmal nicht mehr aus (doch wurde diese einmalige Rest- und Trümmerzone einstiger Völker, Rassen und Religionen inzwischen umso gründlicher untersucht).

VII

Immerhin hatten die anatolischen Reisen eine gewisse Klarheit hinsichtlich des hier dominierenden Türken-Hethiter-Problems schon erbracht, wenn diese auch zunächst natürlich nur als eine zeitweilige einleuchtende Arbeitstheorie ad interim zu werten ist. Es ist mehr Arbeit nötig. Sicher ist allerdings schon, was das *Hethiterproblem* angeht, daß weder die heutigen Zentraltürken noch die alten echten Hethiter biotypologisch armenid bestimmte Volkstümer sind. Hier wie da spielen vielmehr die Alpinen mit Ausläufern zu den randlichen Mediterranen und wohl auch Anadoliden (im Norden) und Orientaliden (im Süden) eine beträchtliche Rolle. Sicher auch sind die heutigen Bewohner des Fruchtbaren Halbmonds nur noch teilweise die alten Hurriter, die ihrerseits aber zweifellos in ihrer Jahrtausendealten Kunst hocharmenide Typen wiedergaben und diese in den nordsyrisch-kananaischen Strudelkessel und vermutlich – das wäre noch zu untersuchen – auch an eigne taurische Reste weitervererbten. Daher stammt also auch der gelegentlich auftretende armenide Typus bei Drusen, Libanesen und südanatolischen Sektierern (23).

All dies, was erst auf modernsten anthropologischen und archäologischen Erkenntnissen und Beobachtungen fußt, konnten die älteren Anthropologen gar nicht ahnen. So wurden Rassen, Reiche und Völker durcheinandergeworfen. Was man damals für Hethiter hielt, waren in Wirklichkeit Hurriter und als solche armenid, was die Hethiter wirklich waren, sind aber heute die Zentralanatolier, und diese sind keineswegs nur armenid, sondern vorwiegend anadolid und ostalpin.

Hinsichtlich des *Armeniden-Problems* selbst aber, d. h. der Verbreitung der kennzeichnenden Armeniden und ihrer Gau- und Stammestypen, scheiden heute wie einst die vorderasiatische Mittelmeerküste und weitgehend auch Zentralanatolien aus. Weniger einseitig wäre vielleicht der Name Tauride gewesen, aber dafür ist es zu spät, es sei denn, daß man die eigentlichen östlichen Armeniden von den im engeren Sinne tauriden westlichen unterscheiden will, doch fehlen auch hierfür noch Arbeiten mit modernen morphognostischen Methoden. Denn mit einem statistischen Zahlenspiel und verwischend-weiträumigen Zusammenfassungen allein kann man – wie geschehen ist – zwar alles Gewünschte bis zu einem «türk-alpinen Rassengedanken» hinauf beweisen, doch nicht das biologisch Richtige und Wichtige. Tatsache aber bleibt, daß das eigentliche Anatolien weder vorwiegend armenid war noch ist. Dafür springt – den sog. jüdischen Volkstypus orientalo-armenider Provenienz einschließend – der syro-mesopotamische Fruchtbare Halbmond von Palästina über Syrien und den Taurus bis Assyrien ein, aber in offenbar recht wechselnder typologischer Zusammensetzung im einzelnen und mit – vgl. die Mongolenmassaker und Armeniervettreibungen – relativ rezenten Zerspren-

gungen. Dadurch ergibt sich – ein eigenartiger Zufall –, daß die erste nomenklatorisch gültige Latinisierung der neuentdeckten, aber irrig lokalisierten armeniden Varietät, nämlich der *Homo sapiens syriacus* KRAITSCHEK 1902, im (an sich gleichgültigen) Sinn seines Namens schon eine richtigere Lokalisierung wenigstens des westlichen Flügels der Armeniden vorausnahm.

Über die alten, nie vollständig mitannisierten Hurriter der insbesondere westlichen Vanseegegend und des alten Großreichs Subartu bzw. Urartu (hebr. Ararat) – noch bis 1922 Hauptgebiet der türkischen Armenier und Armeniden – und der Nordwest-Mesopotamier – also der modernen Khalder, Syriander, Aissoren (= Assyrer) und gewisser Iraq-Kurden (24) – ist dann auch die typologische Verbindung des antiken syro-aurischen Hauptblocks der Armeniden zur kleinen Sowjetrepublik Armenien um Erivan in Transkaukasien gegeben, woher heute die typologisch «besten» Armeniden bekannt sind (25). Diese vier Gebiete – Syrien, Halbmond, Armenien und Transkaukasien – verfügen heute aber noch über spärliche armenide Restsplitter: die Armeniden sind eine der biohistorisch regressivsten Rassen, die wir kennen.

Dann aber reißen die zuverlässigen Beobachtungen und Schlüsse überhaupt ab. Niemand hat je das gesamte Armenidengebiet vom Taurus über Armenien bis Transkaukasien unter anthropologischen Gesichtspunkten bereist. Und den ganzen langen Zagros hinunter, also aus dem iranischen Kurdistan, Loristan und den Qaschghailändern im Süden, verfügen wir über so wenig Material, daß diese Gebiete immer noch als biotypologisch und typenanalytisch so gut wie unbekannt gelten müssen, wovon noch zu sprechen sein wird. Nur das gleichfalls südzagrische Elam und die sehr alten Sumerer auf Grund ihrer sog. Vogelgesichtertypen wurden dann wieder gelegentlich eines armeniden Einschlags verdächtigt, doch liegen die Dinge hier überhaupt ganz anders, wie unsere Untersuchungen ergeben sollten (S. 82). So sind also unsere derzeitigen Kenntnisse von der Verbreitung des armeniden Typus insgesamt doch noch recht mager.

Man wird aber immerhin auf Grund der Befunde der letzten Jahrzehnte zunächst am obermesopotamischen Halbmond und in Anatolien einige *Korrekturen* an dem althergebrachten Bild der Typologie und Biohistorie von Vorderasien anbringen können – wenn auch nicht gleich einen Umsturz durchführen müssen, wie es schon einige Übereifrige wollten (so G. CONTENEAU). Und man wird sich vor allem natürlich um eingehendere biotypologische Studien und Materialien bemühen müssen, die die lokalen Anteile und die derzeitigen Grenzen im großen sicherer fassen. Denn dazu reichen selbstverständlich weder die bisherigen Stichproben und neueren Aufschlüsse, noch gar jene vorliegenden generalisierenden Mittelwerte aus großen politischen Verwaltungsräumen oder quer durchschneidenden Breitengrad-Zusammenfassungen aus. Was nützt, sind also Siedlungsgebiet um Siedlungsgebiet vorrückende Beobachtungen und Analysen an der lebenden Bevölkerung, und zwar unter Berücksichtigung von Lebensweise, Lebensraum und Lebensdynamik.

VIII

Inzwischen verbleibt noch, kurz über unseren Besuch in *Karkemisch* selbst zu berichten und dann die Überfahrt durch die Wüste in das zweite Arbeitsgebiet, den Zagros und Iran darzulegen. Die dortigen Probleme sind zwar ganz anderer Art, aber ihrer Verflechtung mit denen von Vorderasien begegnet man, wie sich zeigen wird, auf Schritt und Tritt.

Auf teils sehr schlechten Straßen war über ein nunmehr nur noch leicht hügeliges Gelände erst Gaziantep, das frühere Aintab, und dann das kleine Birecik (spr. Biredschik) erreicht worden. Von hier zweigt schon vor dem Ort rechts und süd-



Abb. 17: Die Spitzen der Beamtschaft von Barak. Von links nach rechts: Bahn-, Zoll-, Polizei- und Militärbeamter, nacheinander vorwiegend alpino-armenid, alpin, mediterran und blond-nordid (Phot. v. E.)

lich ein jeder Beschreibung spottender Weg ab, der nach 25 km Wagentortur, Staublawinen und brütender Hitze in völlig ausgebrannter und schon wüstenhaft kahler Gegend eine Stelle mit dem – übrigens recht zutreffenden – Namen *Barak* erreichen ließ. Aus einer Handvoll kubischer Lehmhütten stürzen Beduinenjungen – schon hier! – in flatterndem Burnus, und durch einen hochaufspritzenden Bach geht es mit ihnen hinüber zu einem durchaus ansehnlichen, aber doch etwas unmotiviert da herumliegenden Bahnhof der Baghdadbahn mit türkischer und syrischer Grenzpolizeistation.

Die Aufregung dort ist außerordentlich. Polizeichef, Bahnhofsvorstand, Zolldirektor und Gendarmeriekommandant versammeln sich, der Regierungspräsident in Gaziantep wird angerufen, ob der ungewöhnliche Besucher den Ruinen-

hügel ansehen dürfe, und es gibt Kaffee, Unterhaltungen und Erklärungen – z. B. beim Zolldirektor, was ein Carnet ist und wie es zu behandeln sei – und nach 3 Stunden Wartezeit ist die Antwort da: er darf. In Begleitung des ungemein höflichen Gendarmerieoffiziers wird daraufhin nach 3 Minuten Wegs die gewaltige Außenmauer der antiken Altstadt durchfahren, hinter der die Reste der berühmten Kreuzung mit ihren zahlreichen Orthostaten – jetzt in London – stand.

Das war sozusagen Weihestätte und Marktplatz zugleich, das Zentrum des Ortes und die Stelle, wo die Stadtkönige des 10 bis 8. Jh. ihre Edikte, Wandsockel und Reliefs errichteten: die Königsbestattung des Kamanasch durch seinen Vater – die schönste der überhaupt erhaltenen und trotz Bosserts glücklichem Fund (26) immer noch nicht ganz klaren «hethitischen» Hieroglyphenschriften – und die



Abb. 18: *Leicht weddiformer Beduine* aus Südsyrien (Phot. v. E.)

zahlreichen Denkmäler mythologischen und historischen Inhalts. Aber sie sind abgeschält, und auch hier lassen Geröll, Schutthalden und militärische Anlagen nur noch in Umrissen die alten Wegebeziehungen, Stadtteile und Befestigungen erkennen. Auf den Burghügel selbst – besser nicht, meint der rücksichtsvolle Offizier, es sei zu heiß, photographieren – besser nicht, es sei doch höheren Orts unerwünscht, zum Strom und alten Hafen – besser nicht, es seien dort ja so viele Soldaten. So brechen wir ab, und es gibt nochmals Kaffee, Erzählungen, Warten und Kontrollen – vier Reserveglühbirnen geben zu längeren freundlichen Bedenken Anlaß –, ein Abschiedsphoto (Abb. 17), und dann präsentiert der Posten vor der Bahnschranke, und unter der wehenden türkischen Grenzflagge ist nach ganzen 7 m Fahrt über die Geleise Syrien erreicht.

Ein syrischer Grenzsoldat führt zu der 2 km entfernten Siedlung, die nach der Zerstörung der Burg in hellenistisch-römischer Zeit die Rolle der einstigen Handelsstadt zu übernehmen sich vergeblich bemühte. Sie erhielt – wie die luxuriöse

Wüsten-Freudenstadt Dura-Europos – den pompösen Namen Europos, was im heutigen *Dscherablus* nachklingt. Aber das ist ein kümmerliches syrisches Landstädtchen, wo Benzinkauf und Geldwechsel nur mit Mühe möglich waren. In der «Sûreté Nationale» schläft alles, ebenso in der Zolldirektion. Aber ein junger Polizeileutnant, ein eleganter und gut aussehender mediterran-orientalider Typus, kontrolliert den Paß, lädt zu einem pompösen Mittagessen auf Staatskosten ein, und wieder gibt es Kaffee, Unterhaltung und Warten, bis wir gegen 5 Uhr auch dem syrischen Zolldirektor Sinn und Handhabung eines Triptiks erläutern können. Seit Jahr und Tag kam hier kein ausländisches Auto durch. Der Leutnant aber möchte gern nach seiner Heimatstadt Damaskus mitgenommen werden. Es wurde schon Abend, und so folgten wir der Einladung, den Tag mit Schwimmen im Euphrat zu beschließen, wobei die ganze Hautevolée von Dscherablus zu Wagen, Pferd und Fuß folgte. Fast ein Volksfest. In der Nacht vor der Sûreté streifen keckernd die Schakale um den einsamen Ort. Der junge Polizeileutnant AHMAD



Abb. 19: Stark orientalider Beduine von der Arabischen Legion in Jordanien (Phot. v. E.)

HANOUI aber meint: «Sie sind ja Deutsche und dank Allah nicht so hastig.» Wir selbst waren allerdings der Auffassung, daß uns nichts anderes übrig blieb, denn das Gegenteil hätte uns alle Sympathien verscherzt.

Es folgte die Fahrt durch die *aleppinischen Ebenen* über Halep, Hama und Homs. Die grellweißen nordsyrischen Kegelhütten wechseln in die südlichen Flachbauformen über, und orientalische und mediterrane Typen nehmen zu, aber armenide sind weniger häufig, als man erwarten sollte. Eine freundliche Verhaftung wegen Photographierens wird durch eine noch freundlichere Enthaftung mit Warten, Kaffee und Unterhaltung im Polizeipräsidium wieder aufgehoben. Auf einem der zahlreichen Wohnschutthügel unfern des berühmten hethitisch-ägyptischen Schlachtfeldes von Qadesch (um 1306 v. Chr., vgl. S. 33) wird im stets kahlen und flachwelligen Land die Nachtstelle bezogen. Die Straße, anfangs außerordentlich schlecht, so daß der Wagen über Stunden übelkeitserregend schaukelte, wird alsbald vorzüglich. Die Städte zeigen einen bemerkenswert hohen Standard, aber Burnus, Tarbusch und Schleier sind höchst anerkennenswerter Weise trotzdem überall noch gebräuchlich und Beduinenscheichs in mächtigen Straßenkreuzern kein ungewöhnlicher Anblick. Das rege und kluge, zugleich idealistische und

skrupellose, immer unruhige Syrien hat es ersichtlich wieder einmal im Laufe seiner langen und glänzenden Kulturgeschichte verstanden, heterogene Kultur-elemente harmonisch zu verschmelzen: das Erbe der prunkvollen Omajjaden und der verhaßten Franzosen. Weltstraße das Land, weltmännisch die Bewohner.

Durch die rosen- und myrthenduftenden Gärten und üppigen Obstplantagen, die neben dem Handel ihren Ruhm begründeten, wird am 12. 9. die alte reiche Großoase von *Damaskus* erreicht, wo uns das gastliche Haus des betulichen und unterrichteten Onkels von Ahmad, des Schuldirektors OUACHI ABOUD aufnimmt. Es wurden lehrreiche Tage inmitten einer syrischen Familie. Im Stadtbild vereinigen sich moderne Eleganz und orientalische Tradition in glücklicher Weise, Luft und Wasser sind ausgezeichnet, und der alte Basar ist ein Dorado für Typenzählungen. Jordanisches Gastmilitär in Khaki und beringtem Kopftuch entfaltet hier zusätzlich noch eine orientalistid-armenide, aber auch an Mediterranen und sogar *Weddi*-formen reiche Typologie, die noch ihrer Analyse harret. Daß die letzteren – biologische Reste eines spätdiluvialen arabo-indischen Waldgürtels – bis Jordanien reichen, war mir neu. In Syrien aber scheinen sie nur abgeschwächt aufzutreten (Abb. 18). Leider ist das alte Handwerk seit meinem letzten Aufenthalt auch hier rapid zurückgegangen. Wir essen wissenschaftshalber einheimische Kost, und eine infektiöse Gastroenteritis ist in den nächsten beiden Monaten nicht abzuschütteln.

An der syrisch-jordanischen Grenze öffnet ein Nordider den Schlagbaum, ein Mann wie ein deutscher Kreuzritter, der alle Punkte nordider Typik auf sich vereinigt. Blonde sind auch in den Städten nicht selten. Nach Mafraq, schon in gänzlich flacher, ausgedörrter Landschaft und mit zudringlichem Geheimdienst, laden malerisch-wilde, waffenklirrende und fast operettenhaft wirkende *Beduinen* der kontrollierenden Wüstenpolizei der Arabischen Legion zum Kaffee ein. Es sind ausgezeichnete Orientalide darunter (Abb. 19).

Dann beginnt die *Durchquerung der Wüste*. Das tischflache Land liegt in ermüdend gleichmäßiger, hitzewabernder Gelbheit dar. Im Wagen steigt die Temperatur übertags bis 60 Grad, und sorgfältig werden die Fenster vor dem lohenden Fahrwind geschlossen. Aber die einsame Straße ist gar nicht schlecht, teils sogar gut. Im schon iraqischen Wüstenfort Rutba auf der steinigen Hochebene El Hamed läßt der kontrollierende Polizeioffizier – ein stark armenider Typus aus Baghdad – die gern gesehenen Deutschen wieder zu einem Mahl ein, diesmal aus gemeinsamem Topf. Auch alle diese und weitere Wechselfälle sind für die psychologische und politische Situation recht lehrreich. Am nächsten Tag treffen wir nach Durchquerung der Wüste Ard-el Udian in Ramadi wieder auf den Euphrat, und nach dem Absolvieren einer unglaublich schlechten Straße und einer irrtümlichen und sehr amüsanten nächtlichen Verhaftung am Sender Baghdad und anderen Zwischenfällen, die nur leider wieder Zeit kosteten, waren die 1000 km Wüstenfahrt in drei Tagen erledigt worden.

Nach kurzem exterritorialem Gastparken in der deutschen Botschaft in Baghdad und anregenden Unterhaltungen mit dem altbefreundeten Botschafter Dr. MELCHERS, einem glänzenden Kenner des Orients, begeben wir uns, da sich die obermesopotamischen Ruinenstädte sowieso zeitlich nicht mehr bewältigen lassen, bei nur noch 45 Grad sofort auf den Weg zu unserem iranischen Hauptarbeitsgebiet.

3. Gutäer, Karduchen und die Geschichte der Kurden

IX

Stand bei den Beobachtungen und Arbeiten in der Türkei und Syrien notwendigerweise die bisher recht ungeklärte und umstrittene Rolle des armeniden Typus bei den heutigen Türken und alten Hethitern im Vordergrund, so trat jetzt in Iran das auf den ersten Blick nicht minder unklare Problem der typologischen und historischen Beziehungen zwischen Kurden und Loren einerseits und den alten Kassiten andererseits in den Vordergrund. Wieder fällt dabei den Kurden eine Schlüsselstellung zu.

Gemeinhin weiß man von diesen *Kurden* in Europa nicht viel mehr, als daß sie Räuber sein und den türkischen und persischen Regierungen gelegentlich ernste politische Schwierigkeiten bereitet haben sollen. Mehr noch, und nicht einmal das schlechteste, trug zum allgemeinen Bildungsstand und zu Ruhm und Ruf der Kurden – geben wir das offen zu – Karl May bei, obwohl er selbst nie «durchs wilde Kurdistan» reiste und es doch besser beschrieb als manche, die dort waren. Viel ist das nicht.

Schon die bemerkenswerten Tatsachen, daß der gefeierte «edle Sultan Saladin» der Kreuzfahrer, richtig Sala ad-Din Yusuf ibn Aiyub von Damaskus (dort † 1293), Begründer der *Aiyubiden-Dynastie* von Ägypten und – sehr modern anmutend – Syrien, ein Kurde war, daß von 837–1849 ein kurdisches Fürstentum um *Bitlis* südlich des Van-Sees bestand, daß der berühmte «arabische» Geograph El-Edrisi (1100–1166) am Hofe König Rogers von Sizilien, mehrere mittelalterliche Dynastien Südanatoliens und viele Vezire der Sultane, auch selbst noch jungtürkische Minister Kurden waren, pflegt nur einem engeren Kreis von Fachgelehrten bekannt zu sein. Und doch handelt es sich hier um ein sehr weitverbreitetes, altvorderasiatisches und später sprachlich arisiertes Volkstum, das schon in der Antike unter verschiedenen Namen eine recht bemerkenswerte Rolle spielte und mit dem Zendiden KERIM KHAN ZEND von Ardelan sogar einen Kaiser von Persien stellte (1760–1769). Es wurde von der Geschichte vergessen, bzw. überrollt. Denn heute sind die Kurden unter 5 Staatswesen aufgeteilt: Türkei, Iran, Iraq, Syrien und Rußland (27).

Über die anthropologische Zusammensetzung der Kurden in diesem weiten Raum vom Kürt Dagh am syrischen Mittelmeer (S. 29), über transkaukasische Anrainer am Kaspi-See und dann wieder tief südwärts in den Zagros und bis an den Kurdistan-Rud nahe dem Persischen Golf ist eigentlich Zuverlässiges überhaupt nicht bekannt. Es liegen nur unzusammenhängende Stichproben vor. Diese deuten allerdings schon darauf hin, daß Kurde und Kurde je nach Gegend und

Schicht biotypologisch und historisch sehr verschiedenes bezeichnen kann. Das liegt nicht nur an einer sehr bewegten völkischen Geschichte, sondern auch einer sehr weitgehenden Stammeszersplitterung und Stammesisolierung mit häufigen heftigen Fehden, Raub, Blutrache und Klügelwirtschaft. Es haben sich zudem im stillen Zug bevölkerungsbiologischer Umschichtungen und unter Druck oder Freiheit politischer Verhältnisse gerade in den letzten Jahrzehnten auch wenig bemerkte, doch recht erhebliche Verschiebungen in Verbreitung und Struktur ergeben.

In *Iran* wohnt, oder richtiger wandert zum großen Teil vorläufig noch fast ein Viertel aller Kurden, fast eine Million, das in erster Linie – von Sprengsiedlungen im weiteren Osten und Süden abgesehen – im Nord-Zagros verbreitet ist. Das ist ein zerklüftetes und trostlos kahles Gebirgsland, steppenhaft, öde und menschenleer, aber größer als die Alpen und mit Gipfelketten von ähnlicher Höhe. Von westlich des Urmia-Sees im Norden bis noch rund 30 km südlich der alten Heerstraße von Hamadan (Ekbatana) über Kermanschah nach Baghdad (Babylon) im Süden liegt hier überhaupt so gut wie geschlossenes Kurdenland: Persisch-Kurdistan mit den drei Provinzen Kermanschah, Ardelan und Mahabad. Vom topographischen und völkischen Standpunkt aus muß man auch das an Ardelan westlich anschließende, politisch aber schon nordiragische Kurdistan dazurechnen. Das kurdische Sprachgebiet reicht hier also ebensoweit nach Süden, wie es in Anatolien vom Urmia- und Van-See nach Westen und zum Mittelmeer reicht. Nur um die Basare der kleinen Stadtoasen in West-Iran beginnen sich in neuerer Zeit an meist schon uralten Stützpunkten auch persische bzw. verpersernde Enklaven zu bilden. Erst jenseits der alten Heerstraße von Kermanschah gehen dann die Kurden mit Zwischenstufen in die *Loren* über. (Die im europäischen Schrifttum weitverbreitete Aussprache Luren mit u kennt an Ort und Stelle niemand.) Diese bilden hier ein sehr großes Stammeskonglomerat aus westlichen Klein- und östlichen Groß-Loren, die erst weiter im Süden in der Provinz Fars und immer noch in den langgezogenen zagrischen Gebirgsketten in die Turkloren oder Qaschgħā übergehen. Sie sind eher noch mehr zersplittert als die Kurden und genießen auch einen noch bedenklicheren Ruf, wovon zu berichten sein wird.

Wie das schon zeigt, stellt gerade *Kermanschah* einen biohistorischen Knotenpunkt erster Ordnung dar. Hier schneidet sich die schmale, historisch bedeutsame Linie der Verbindungsstraße von Ost nach West mit dem breiten und vielgliederten Band der Bergketten von Nordwest nach Südost, deren Streichen für die Biodynamik des inneren Zagros die gleiche Bedeutung wie die dünne Linie der Straße für die Beziehungen zwischen den äußeren beiden Nachbarn Iran und Mesopotamien besitzt. Als Standquartier und Ausgangsort war daher kaum ein geeigneterer Platz zu finden. Hier verflocht sich die kulturanthropologische Problematik der irano-mesopotamischen Beziehungen, die mit den spätsteinzeitlichen Hochlandsiedlungen an letzte Quellen der abendländischen Kulturen führt, mit der kulturanthropologischen Problematik des Zagros selbst, die zunächst das *Kurden-Loren-Problem* betrifft.

Kurden und Loren kannten aber schon die Mesopotamier des 3. vorchristlichen Jahrtausends, nämlich als Guti und Lulu, und Gutium und Lulubium waren immer wieder genannte und oft gefürchtete Gegenden in den unzugänglichen Tälern des Zagros. Über Jahrtausende schlug man sich mit ihnen herum, schon und gerade in den Anfängen warfen sich räuberische Bergfürsten zu assyrischen und akkadischen Herren auf, und von dort kam auch das indogermanische Volk, das gegen

Mitte des 2. vorchristlichen Jahrtausends ganz Mesopotamien überrannte und Babylon unter eine fremde Herrschaft zwang. Sie wurde mit ihrer an vierhundert-jährigen Dauer zugleich die längste im Zweistromland überhaupt (~ 1600-1171). Das waren die Kassiten oder Kossäer, richtiger *Kaschschi*. Und damit sind die Kurden und Loren auch untrennbar mit einem der wichtigsten und interessantesten Probleme der Biohistorie des Altertums unmittelbar verbunden, mit dem *Kassitenproblem*.

So versteht es sich, daß dieses bei unseren Reisen in Iran eine ähnliche Rolle zu spielen berufen war, wie das Hethiterproblem bei den anatolo-syrischen Reisen. Die Fragen lauteten jetzt: was waren anthropologisch die Kassiten, woher kamen sie und wie stehen sie biodynamisch und typologisch zu den heutigen Kurden und Loren und wie schließlich diese selbst zueinander? Das bisher Bekannte ist dürftig und widersprechend, die Leute und ihre Gegenden gehören zu den am wenigsten bekannten des Orients überhaupt, und unser Unternehmen glich trotz aller spätsommerlichen Grelle einem Sprung ins Dunkle, einem Sprung mit gewissen Risiken.

X

Am späten Abend des 20. 9. 56 stehen wir auf der Höhe des *Pa-ye Taq Passes* in Iran (1300 m), der ersten Stufe beim Aufstieg in die weite und einsame Gebirgs-welt des Zagros. Hinter uns lag die enge und romantische Schlucht des Durch-bruchs des Fließchens Alwänd (arab. Halwan) bei Sar-e Pol, gerade unter uns die steile und vielgewundene Straße, auf der wir die erste Bruchstufe überwunden hatten, über uns das ragende Kliff einer gewaltigen Überschiebung und schließlich vor uns und jenseits eines flachen Sattels nunmehr der eigentliche Aufstieg. Er führt zu einer zweiten Kette und zu einem zweiten Paß. Und damit enthüllte sich uns gleich zu Anfang der typische Formenschatz des 1½ Tausend Kilometer langen zagrischen Berglands.

Es liegt hier ersichtlich ein junges Faltengebirge mit steilen Abbrüchen zur iraqischen Ebene am Rand vor, das aber im Innern als Ganzes gehoben wurde, so daß sich Dutzende von weitgedehnten Längs-Hochtälern aus Nordwesten nach Südosten ergeben. Nur selten werden sie von den scharfen Einschnitten noch älterer, antezedenter Flüsse durchschnitten, die zu solchen engen und düsteren Schluchten führen, wie die des eben überschrittenen Alwand. Damit läuft die bio-dynamische Stromrichtung innerzagrischer Völkerbewegungen notwendigerweise auch von Nordwesten nach Südosten – sie werden von den Längstälern bestimmt. Die Durchquerungsmöglichkeiten der Anrainer von Osten nach Westen aber laufen quer dazu – sie sind an die seltenen antezedenten Durchbrüche gebunden, die Riegel um Riegel durchschlagen. Den gangbarsten dieser Durchlässe bietet eben die Paßstraße des *Pa-ye Taq*, die für den Verkehr von Hochland zu Ebene und um-gekehrt seit eh und je von größter Bedeutung war.

Diese Paßstraße ist daher mit *Historie* gesättigt. Hier muß und mußte alles und jeder durch, wer von West nach Ost oder umgekehrt wollte. Die immer räube-rischen Kurden hielten damit seit alters ein kostbares Faustpfand in ihren Händen. Bereits die spätsteinzeitlichen Kulturen von Nordiran (SialkIII) nahmen diesen Weg

ins spätere Assur (28). Und unten am Aufstieg kurz hinter Sar-e Pol (= «Kopf-der Brücke»), einer vielbelagerten Sperrfestung seit elamischen Zeiten, die wir bei bereits einbrechender Dunkelheit passiert hatten, liegt oberhalb des Dörfchens Pa-ye Taq (= «Fuß-vom Felsbogen») hoch über der Straße an bizarrer Felswand der gemeißelte Bogen des Siegesreliefs, das der Lulu-König Anubanini aus der Zeit des Naramsin, also um 2300 v. Chr. errichten ließ.

Hier zogen auch die *Akkader und Babylonier* gegen die räuberischen und auf-sässigen Völker von Gutium und Lulubium durch, die Assyrer gegen die Zagrier oder Ekbatana, und ihrerseits die Meder gegen Assur und Ninive. Hier auch marschierten das Heer und die Nachschubkolonnen des großen Achämeniden Dariusch gegen Lydien und Hellas durch und verlief die persische Königsstraße von Persepolis nach Sardes. Für ihr Offenhalten wurde den Guri-Kurden kein geringer Durchgangszoll entrichtet. Nach Gaugamela rückte hier auch Alexander des Großen Heer gegen Persien, Transoxanien und Indien vor, hechelte sich mit den Lulu herum und rastete dann in der reichen «nysäischen Ebene» von Kermanschah. Die Verbindung zwischen den Reichshälften der Sassaniden und ihren Hauptstädten Ktesiphon am Tigris und Persepolis in Fars lief mit Handelskarawanen, Stafetten und Truppen gleichfalls über den Pa-ye Taq Paß, über ihn brach die Araberflut nach Persien herein und drängten die Vernichtung tragenden Mongolen Hülägüs und Timur Lenks, später auch Türkmene, Perser und schließlich Alliierte.

Und heute laufen hier die immer dicht besetzten Pilgerautobusse, denen wir schon in Khanakin begegnet waren, zu und von den heiligen Stätten der Schiiten in Iraq (Kazimén und Kerbela), und die Laster zwischen Baghdad und Teheran. Kurzum, der Pa-ye Taq bedeutet für das iranische Hochland im Westen und gegen Mesopotamien, was der Khaibr-Paß im Osten und gegen Indien bedeutet: die wichtigste Pforte. Die Historiker sagen: *das Tor von Asien*. Anthropologisch bedeutet das aber, daß sich seine bevölkerungsbiologischen Wirkungen erst einige hundert Kilometer weiter in Ost oder West entfalten können, an Ort und Stelle aber praktisch gleich Null sind. Die Kurdenstämme rechts und links der alten Völkerstraße waren daher auch bis vor wenigen Jahrzehnten noch so gut wie frei.

Unter dem ragenden Kliff zieht die (leider nur für kurz) erstklassige Straße über den schmalen Sattel, auf dem ein Lehmhüttchen mit Dörrlaubveranda – eines der in Iran allgemein üblichen Teehäuschen also – das zukünftige Berghotel vertritt (Abb. 20). Kaum steht der Wagen einen Steinwurf entfernt daneben, als von dem einzigen weiteren Gebäude gegenüber drei iranische Landjäger kommen: hier sei es gefährlich in der Nacht, es gäbe viele Diebe. Dabei blicken sie seitwärts inland, wo einige glimmende Feuerchen Kurdenhütten ahnen lassen. Nachts ist sowieso keine iranische Straße ganz sicher. Kürzlich erst stellten drei kampierende amerikanische Studenten beim morgendlichen Aufwachen am Paß fest, daß nachts die Mopeds und alles Gepäck verschwunden waren, wovon sie nicht das geringste bemerkt hatten. Denn Stehlen wird von den Bergleuten nicht als Delikt, sondern als Kunst geübt. Infolge der Geschicklichkeit eines Polizeihauptmanns, der sofort alle nahe gelegenen Siedlungen und Zeltlager durchkämmen ließ – er erzählte es uns später selbst – kam allerdings der ganze Besitz wieder zum Vorschein. So standen wir alsbald neben dem hochliegenden Polizeihaus, und drei Meter un-mittelbar unter den breiten Fensterfronten unseres Expeditionsbusses zogen in der ganzen Nacht im hellen Mondschein greifbar nahe die hochbeladenen Esel, tau-sende und zehntausende von Schafen und Ziegen, die kurdischen Männer hoch

zu Roß, die Frauen noch auf dem Eselsgepäck oder auch zu Pferd, und die Treiber, Kinder, Hunde unter unablässigen Zurufen vorüber. Es ist die Zeit der spätsommerlichen Wanderungen zu den Winterquartieren im Tiefland.

Hier am Pa-ye Taq strudeln also die nomadischen Clans und Sippen der *Kalbor-Kurden* zusammen, die auf alljährlich gleichen Wegen aus den alsbald verschneiten Hochgebirgen, aus dem Yaylak bzw. Garmsir (türkisch bzw. persisch: Sommerlager), in ihre genau vorbestimmten winterlichen Weidegründe, das Kischlak bzw. Sardsir in den Niederungen um die iraqisch-iranische Grenze ziehen. Dort sahen wir sie auch schon an der Jahrhunderte alten Karawanserei und Paßstelle für die schiitischen Pilgermengen um den Palmenhain von Khanakin in Iraq, und wieder



Abb. 20: «Das Tor von Asien». Die Sattelhöhe des von Historie gesättigten Pa-ye Taq-Passes (Phot. v. E.)

an der iranischen Grenze von Kasr-e Schirín, wo noch die Ruinen des einstigen Schlosses (Kasr) der christlichen Lieblingsfrau Schirin des vorletzten Sassanidenkönigs Khosrau (591–628) stehen.

Von den Herden aber hängt Lebensrhythmus und Lebensstil der Kurden ab, und nicht zuletzt ihr Reichtum, der ganz im Gegensatz zu den oft proletarisierten Dorfkurden nicht selten durchaus beträchtlich ist. Es sind meist stattliche und kräftige, wetterharte Männer mit energischen und wilden Zügen, tiefliegenden Augen unter buschig zusammengewachsenen Brauen und hakig vorspringenden Nasen, Geiergesichter *iranider Prägung* also, bei denen es sich nur fragt, wie sie eigentlich in die Typologie zwischen den Armeniden und Orientaliden einzugliedern sind. Jedenfalls stellen sie ein ganz anderes und auch wohl erheblich weniger gemischtes Typenkonglomerat dar als das der uns bereits bekannten syro-anatolischen Kurden (S. 29). Sind jene mehr alpin und dazu orientalistisch durchsetzt, und zwar nicht ohne eindeutig armenide Einschlüge, so schließen sich diese durchaus

an die Typologie der Perser an. Aber dabei setzen die sozial-umweltmäßigen und die stammetypologisch-isolatorischen Unterschiede auch hier ihre Grenzen. Das sollten wir alsbald noch deutlicher zu fassen bekommen. Doch schon zeigte sich, daß auch bei den Kurden in Iran Sprache und Typus auseinanderfallen, und zwar vielfach in krasser Form, deren Gründe sich gleichfalls bald erweisen sollten.

Klar ist jetzt schon, daß die gemeinsame, satem-indogermanische (und gewissermaßen altmedische, nicht altpersische) Sprache aller Kurden, also sowohl der iranischen Ostkurden, wie der anatolischen Westkurden, sich erst spät von jenen zu diesen hinübergeschoben haben kann. Das Wie erschien allerdings noch als Rätsel, und um so gespannter sahen wir unseren Arbeiten in dem alten Medien,



Abb. 21: *Saisonwandernde Nomaden-Kurden. Kalhor unterwegs zu den Winterweiden* (Phot. v. E.)

in Azerbaidschan entgegen, aber auch unserem Besuch bei den Loren, deren Beziehungen in diesem Rahmen die Verhältnisse nur noch komplizierter zu machen schienen. Davon mehr weiter unten.

Das große blaue Umschlagtuch, das Tschādor, das als (übrigens sehr praktisches und keineswegs unkleidsames) Garderobestück bei fast allen persischen Frauen noch üblich ist, gibt es bei den vorüberreitenden kurdischen Frauen nicht. Ihre gleichzeitig kühnen und fraulichen Züge, die weibliche Prägung des iraniden Typus, und erst recht die gelegentlichen mediterranen Einschläge bei ihnen, wirken nicht selten recht ansprechend. Sie tragen noch größere und meist fransenbesetzte, von goldenen Münzen klirrende Turbane als die Männer und sind auch notfalls ebenso geschickte Reiter wie diese, die dafür seit dem frühen Altertum berühmt sind. Zur besten Reiterei der Feldheere der Achämenidenzeit bis zu Nadir Schahs in Kettenpanzern prunkender Kavallerie gehörten die Kurden, die ja

schließlich auch einen nicht geringen Teil der assyrischen und medischen Heere stellten. Denn deren weites Hinterland – hier östlich, dort westlich – bildete ja eben der nördliche Zagros.

Wieder und wieder begegnen wir auch weiterhin den Trupps und Zügen von Pferden und Herden auf oder nahe der Straße, die sich nun ansteigend auf die Kammhöhe bewegt, um dann nach dem Abstieg in die langgestreckte Wanne von Schahabad Wannenriegel um Wannenriegel zu überqueren (Abb. 21). Die rund 500 km lange Paßstraße zum iranischen Hochland stellt also eine Serie von fast immer nordwestlich-südöstlich streichenden Gräben mit teilweise recht hohen, über 3000 m hohen Kämmen dar. Von der Höhe des letzten, nur kleinen Riegelpasses sieht man schon die weite, fruchtbare Ebene von Kermanschah vor sich ausgebreitet, eben jene nysäische, die die alten Makedonier zur Lokalisation eines der blühenden Jugendgärten des Dio-nysos begeisterte. Doch jetzt in der spätsommerlichen Dürre liegt sie in einem eintönigen Farbenspiel zwischen dem Gelbbraun der sparrig-steinigen Gebirgsketten und dem hitzeflimmernden Blau des Himmels, in das der Wagen haushoch schwebende Wolken von Pulverstaub emporpflügt. Auch im Innern des Wagens kreisen seine feinen Wirbel und dringen bis in die letzte Dose, Decke und Filmpatrone hinein. Nur was in Kalleschen Zellophanbeuteln untergebracht war, blieb verschont.

XI

Für die folgenden drei Wochen wird *Kermanschah* zum Standquartier, genauer genommen, das gastfreie Haus des gütigen Herrn Faradschollah Motamedi, eines alteingesessenen und hochangesehenen Rechtsanwalts. Der Lebensstil des Hauses wird zu unserem Lebensstil. Wie eine Festung liegen die zwei stattlichen Bauten, von hoher Mauer und mächtigem Tor geschützt, am Südhang über der Stadt, zwischen ihnen der blumenreiche Garten mit seinen Baumalleen und den nie fehlenden Weihern, je einer auf jeder Terrasse (Abb. 22). Hier spielen sich in der guten Jahreszeit alle haushälterischen und wirtschaftlichen Obliegenheiten der Frauen und zahlreichen Dienerschaft ab. Einladung folgt auf Einladung, denn kaum ein Iraner von Rang wäre bei all seiner vornehmen Verbindlichkeit und Hilfswilligkeit und bester Papiere bereit, einen Fremden zu fördern, ohne ihn persönlich zu kennen. Die vergangenen, oft schweren und wirren Jahrhunderte haben den Iraner gelehrt, daß Höflichkeit, Bedächtigkeit und Vorsicht ratsamer als Eile sind, und der arbeitseifrige europäische Besucher wird immer gut tun, dies als typischen und verständlichen iranischen Brauch zu achten.

Was aber Kermanschah selbst angeht, so stellt es mit seinen wohl fast 100000 Einw. eine um so typischere persische Stadt dar, als sie genau genommen gar nicht persisch ist, sondern iranisch, also eine Oasenstadt in landschaftlichem wie volksmäßigem Sinn, wie das für die meisten iranischen Städte gilt. Denn Perser oder eingeperserte Iraner sonstiger Volkszugehörigkeit stellen zwar Beamte und Oberschicht, aber das anthropologische Einzugsgebiet wird von dem jeweiligen lokalen Volkstum gebildet. Das sind hier vor allem die Kurden, also die Kalhor, Guran, Kerindi und Hamawand und einige Loren vom Stamm der Kalawand und Kaka-

wand, die – besonders die erstgenannten – auch heute noch ganze Regimenter von Soldaten stellen. Kermanschah ist also eine Kurdenstadt.

Die fruchtbare und quellenreiche Ebene um die Stadt muß schon früh zu dichteren Stammeskonzentrationen und der kleine Hügel, später Burghügel, zur Befestigung aufgefordert haben, wenn wir auch erst vom *Sassanidenkaiser* Ardaschir II. (379–383) und Bahram IV. (388–399) wissen, daß sie hier einen Stützpunkt und ihre Nachfolger nahebei einen prächtigen Jagdпарк besaßen (vgl. S. 85). Dessen kilometerlange Mauern sind nördlich unfern der Stadt noch teilweise zu erkennen, seine umfangreichen Felsdenkmäler bestens erhalten und heute sorglich behütet. Nach der Mongolenkatastrophe von 1258 ließen erst die Safawiden (1501–1721) mit ihren häufigen Türkenhändeln, dann noch Nadir Schah (1736–1747) die Feste er-



Abb. 22: *Haus Motamedi in Kermanschah*. Links oben Vorderbau und Garten, rechts Heschmatollah Motamedi mit Polizeioffizier (Phot. v. E.)

neuern, die allmählich völlig die Rolle des (östlich gelegenen und heute zerstörten) Dinawar übernahm. Damals gab es nur eine kleine und winklige Altstadt, an die sich aber in den letzten Jahrzehnten an den östlichen und südlichen Hängen neue Stadtviertel angeschlossen haben. Das ganze wird von einer langen Avenue als geschäftlicher Hauptschlagader mit den typisch iranischen Einstockhäuschen, offenen Läden und großen Rundplätzen durchzogen.

Hier liegen hinter den modernen Geschäften aber auch noch die beiden alten *Basare*, die wie immer im Orient die beste Gelegenheit geben, um sich über die typologische und völkische Zusammensetzung einer Gegend zu unterrichten. In seinen langen und engen Gängen und unter düsteren und kühlen Gewölben spielt sich hier weithin noch iranisches Leben alten Schlags und alter Gewohnheit ab. Kleine, dunkle Stände reihen sich hügel auf und -ab, Tuche, Wolle, Silberwaren

und Antiquitäten, Hausrat und Früchte, Metallwaren, Teppiche und Zuckerzeug haben jeweils mehr-minder ihre eignen Zeilen. Holzbeladene Esel, schreiende Lastenträger, schnuppernde Hunde und jagende Kinder drängen sich durch die lärmende, spuckende, gestikulierende Menge, auf dem lehmgestampften Boden stehen Pfützen und liegen Fruchtschalen und bald hie und da ein schöner Teppich im dichten Staub des Halbdunkels, damit ihm unzählige Füße und Hufe den geschätzten Glanz verleihen. Überall wird mit Genuß und Eleganz gehandelt, gewöhnlich in Kurdisch. Aber die meisten Händler tragen schon saubere landesfremde Tracht. Sie sind europäisch kostümiert.

Nur die trotzigen und kräftigen *Kurden* aus den Bergen ringsum und bis Sannandätsch hinauf widerstehen der hier so unpraktischen und unhygienischen europäischen Gleichmacherei und schreiten selbstsicher und etwas abschätzig in ihrer ebenso ansprechenden wie zweckmäßigen Nationaltracht daher, dem mattbraunen oder jedenfalls ziemlich dunklen «Trainingsanzug» mit Pluderhosen und aufgenähten Taschen, breitem Gürtel, Ledersandalen und großem dunklen Turban. Daneben wimmelt es allerdings auch von Dorfkurden, also Landarbeitern aus der Umgebung, die meist schon eine europäische Jacke tragen, die dann mehr oder meist minder den Strapazen ländlicher Arbeit standgehalten hatte. Hier verflechten sich also Stadt und Land, damit gleichzeitig Volk und Volk, und unter den Händlern kommen auch noch Juden, Türken und einige Armenier hinzu.

Wir absolvieren die Besuche und Einladungen bei Polizeipräsident, Generälen und Freunden, Gendarmeriekommandant, Prinz, Senator, Konsul und Kurdenchefs. Die meisten höheren Verwaltungsposten sind noch in alten Familien mehrminder erblich. Es wäre jetzt leicht, eine Kompanie Kurden heterogener Herkunft zu messen. Aber der uniformierte Mensch ist nur halber Mensch, er hängt im leeren Raum, sein lebendiges Gegenstück fehlt, seine natürliche Rahmenwelt, in und mit der er wurde. So suchen wir zunächst den Überblick, die Serienarbeit soll folgen. Und so reizend jede Einladung ist, es vergehen doch die karg bemessenen Tage. Ein volles Verständnis für die Lage zeigt besonders Herr Mädschid *Askareian*, ein jüngeres Mitglied des Verwandtschaftskreises Môtamedî, der zu unserem unermüdlichen Begleiter und Berater wurde. Er hat nicht nur bald eingesehen, daß wir *wirklich* arbeiten wollen, sondern sogar, daß wir dies *sogleich* tun wollen. Und so gelingen fünf Exkursionen: zwei zu den Nomadenkurden im Westen, zwei zu den Dorfkurden im Osten und dicht bei der Stadt und ein wechselvoller Vorstoß zu den Loren von Loristan und um das entlegene Khoramabad.

XII

Zunächst die *Nomadenkurden*. Ohne Zweifel bilden sie den ursprünglicheren Teil und eigentlichen Kern des iranischen Ost-Kurdentums, der sich in seinen entlegenen und bis vor kurzem kaum zugänglichen Gebirgen von fremden Einflüssen weit mehr freihalten konnte, als die in den Talbecken oder Durchgangslandschaften angesiedelten Dorfkurden. Bei diesen sind die fremden Einschläge ohne weiteres erkenntlich und insbesondere in Nähe oder bei Zugänglichkeit von größeren Ortschaften her auch die Proletarisierung. In den typologischen Unter-

schieden der einen von der anderen Gruppe addieren sich also erblich-rassische und umweltlich-sozialanthropologische Einflüsse und trennen um so mehr. Das findet dann ebenso im konstitutionellen Habitus wie der psychologischen Haltung seinen Ausdruck.

Dem kräftigen, trotzigem und vorwiegend iraniden Bergnomaden steht der variable und geschmeidigere, vielgemischte *Dorfbewohner* gegenüber. Zwischen diese beiden gleichzeitig genetisch wie soziologisch unterschiedenen Typenkreise schieben sich dann allerdings noch mannigfache Abstufungen von voll seßhaft zu fast nomadisch, wobei die erstere Gruppe (besonders bei den anatolischen Kurden) in neuerer Zeit rasch zunimmt. Ganz nomadisch ist also selbst der richtige Nomadenkurde nicht. Seine Sommerquartiere stellen vielmehr auch ihrerseits meist schon feste, aber zeitweilig verlassene Siedlungen dar, in denen körperlich behinderte oder ärmere Stammesmitglieder in der Winterzeit Wache halten, wo der Bedarf der Herden zum Aufsuchen tiefer gelegenerer Weidegründe zwingt.

So rekrutiert sich auch die *Bürgerschaft* der größeren Orte, die als Austauschzentren für tierische Produkte hier und bäuerliche, bzw. neuerdings auch technische Produkte da zum Teil schon seit unvordenklichen Zeiten bestanden, letzten Endes auch ihrerseits zum größten Teil aus Kurden. Das gilt für Mahabad wie Sanandadsch oder Kermanschah (bzw. Dinawar), d. h. die drei Hauptorte der drei kurdischen Provinzen in Iran. Sie werden schon zu Beginn der eigentlich historischen, also arabischen Zeiten aktengrößig. Aber sie sind an sich zweifellos viel älter. Kurdensiedlungen sind ja bereits seit dem frühesten Altertum bekannt und in unzähligen Keilschrifttexten überliefert.

Das führt zur Frage des sog. *Ursprungs der Kurden* (26). Zu deren Klärung muß man zunächst von der Gegend ausgehen, der Bühne, die bleibt, auch wenn die Akteure wechseln, und man kann dabei gerade im vorliegenden Fall auch noch die Etymologie sehr nutzbringend in Anspruch nehmen. Denn die Ergebnisse ergänzen und decken sich. Schon im 3. Jt. v. Chr. geben nämlich die Sumerer, Babylonier und etwas später auch die Assyrer übereinstimmende Nachrichten von Völkern im zentralen und nördlichen Zagros, die als Guti, Qurti u. ä., und deren Land als Gutium bezeichnet werden. Eine zweite Linie aus nordzagrosisch-taurischem Gebiet führt dann von den Karda der Sumerer, den aramäischen Beth-Kardu, den Khaldern des 1. Jt. v. Chr. und den berühmten und berüchtigten *Karduchen* der Anabasis des Xenophon und ihrem Lande Gorduene (Kurduene) zum heutigen armenischen Kordukh, womit eben die Kurden bezeichnet werden. Die räumliche und völkische Verwandtschaft von Guti und Kardu ist also ebenso klar, wie ihrer beider Zusammenlaufen im heutigen Kerngebiet der Kurden.

Schon im frühen Altertum aber handelte es sich bei den *Guti* nicht nur um das gelegentliche Zitieren etwa eines Wildstammes, sondern vielmehr um den systematischen Einbau eines sehr ernst genommenen Volkes in das gesamte Weltbild der Altmesopotamier. Die Guti dienten nämlich als die Nordleute mit zur Bezeichnung der vier Weltrichtungen und traten bei Zeitsymbolen und Orakeln und sehr oft in politischen oder militärischen Berichten auf. So heißt es in einem Omenwerk: «Wenn ein nächtlicher Blitz den Norden erhellt, so wird der Wettergott Gutium überschwemmen», und dann folgen die drei anderen prominenten Weltgegenden Akkad, Elam und Amurru. Unter den Königen, die den Monaten zugeordnet werden, ist der vierte derjenige des Landes Gutium. Dessen Wollarten – Schafzucht bis heute – und Wagenformen werden besonders aufgeführt, und von dort

her kamen Sklaven und Arbeiter, worüber wir zahllose keilschriftliche Kaufverträge aus vielen Jahrhunderten besitzen. Immer wieder wird die Bergheimat und Entlegenheit der Gutäer betont, ihre weite Verbreitung und auch ihre merkwürdige Sprache. Diese ähnelt, wie wir heute besonders aus den erhaltenen Namen ihrer Könige wissen, derjenigen der Lulu und Kaschschi im Zentral-Zagros (also der Ur-Loren S. 68), der Elam(it)er von Susa und Anshan im Süd-Zagros und der Hurriter in Süd-Anatolien (S. 32). Sie gehört also in den japhetitischen (= subaräischen, asianischen, vorderasiatischen, kaukasischen, kaspischen) Kreis, der damals vor der Indogermanisierung im ganzen südanatolisch-kaukasisch-westpersischen Gebirgsbogen vorherrschte. Seine vielen Umbenennungen wetteifern, wie man sieht, mit denen in der Paläanthropologie.

Aus der häufigen Nennung von «reichen Städten» und gefürchteten «Königen» geht aber – wieviel immer man als siegesstolze Ruhmrederei abstreichen will – zumindest hervor, daß die damaligen Gutäer einen merklich günstigeren politischen und wirtschaftlichen Status als ihre heutigen Nachfahren besaßen. Das Land war also verhältnismäßig *dichter besiedelt* als heute, es lieferte mehr und konnte auch selbst ackerbauliche Produkte, höhere Kultur und einen komplexeren Gesellschaftszustand aufbringen. Jedenfalls bestand es nicht ausschließlich aus nomadischen oder gar nur primitiven nomadischen Stämmen. Das legt den Gedanken an eine günstigere klimatisch-wirtschaftliche Ausstattung nahe. Dafür gibt es in der Tat auch weitere sonstige Indizien. Der Raubbau an der Vegetation durch Menschen, Ziegen und Schafe und die folgende Abspülung der Erdkrume allein könnten den heutigen Wassermangel der Talbecken auch kaum erklären. In heute fast völlig ariden Gegenden liegen aber noch uralte dörfliche Gräberfelder und sehr stattliche Siedlungshügel, die eindeutig bis in sassanidische Zeiten hinauf eine sehr viel höhere Kultur und Bevölkerungsdichte anzeigen.

Daraus also ergab sich die seinerzeitige Bedeutung von Gutium. So war schon Sargon (richtiger Scharukin) der Große von Akkad ~ 2350 besonders stolz darauf, selbst *Gutium und Lulubium* erobert zu haben, oder Naram-sin (~ 2300: Stele am Heidenpaß, das Glanzstück sumerischer Bildkunst) Revolten der Bergvölker unterdrückt zu haben, wenn ihn auch alsbald die Gutäer ihrerseits am Diyala besiegten. Einige Jahrzehnte später bildeten sie die Vormacht in Nordmesopotamien. Aus eben deren Berggegenden kamen aber auch die Rekruten für die babylonischen Heere der Kassitenzeit, dort griff man die unbotmäßigen Vasallen an, und noch spät rühmen sich assyrische Könige wie Aschuresch-isi (1330) oder Tiglat-Pilesar I. (1112) – er hatte eine starke Feste bei Sar-e Pol am Pa-ye Taq Paß – ihrer Erfolge über die «weitverbreiteten Guti». Und in Sargon des Jüngeren Palast (721–705) finden sich auch die ersten Darstellungen von Tracht und Typus der Guti.

Indem aber gerade *Subartu* (S. 33) und die Lulu besonders häufig mit den Guti zusammen genannt werden, auch bei regionalen Aufzählungen gewöhnlich der eine oder andere Name an der Seite der Guti auftritt, zeigt sich schon an der Wurzel des Kurdenproblems seine Verbindung mit unseren Arbeiten in der Türkei und den später folgenden in Iran. Ist Subartu doch das große Gebiet am obermesopotamischen Halbmond von Syrien bis Assyrien, das bis und über den Vansee hinaus gegen Kaukasien reichte und von jener Hurritisch sprechenden, gleichfalls japhetitischen Bevölkerung bewohnt war, die die pseudo-hethitischen Bildwerke reinster armenider Prägung lieferte (S. 31). Es griff in alten Zeiten bis in die Gegend von Assyrien und das heutige Kerkuk hinunter, wo das Zamua und Arapha

der Guti lagen, also bis in heute eindeutig kurdisches Gebiet. Seine Kernländer aber zogen um und südlich des Vansees, und eben dieses Gebiet ist auch das Kerngebiet der heutigen Kurden. So ist es verständlich genug, daß die Babylonier die bald benachbarten, bald sich überschneidenden Länder Subartu und Gutium meist zusammen nennen. Noch Schalmanesar zieht gegen die Guti, «die zahllos wie die Sterne am Himmel und gewandt in der Zerstörung sind» und Tukulti-Nimurta I. (~ 1255–1218) führt dann als «König der Weltteile» auch den Titel «König der Subaräer und Gutäer». So zeigt sich hinreichend, daß die heutigen Kurden – eine kontinuierliche Weiterentwicklung vorausgesetzt, gegen die nichts spricht – als die Nachkommen der einstigen hurritischen Guti, Gutäer oder Karduchen angesehen werden müssen.

Eine solche fortlaufende Entwicklung wird aber nicht nur durch die Kontinuität der Namen und die Abgeschlossenheit der zagro-aurischen Gebirgsketten wahrscheinlich gemacht, sondern auch durch die Geschichte belegt. Nie ist den Babyloniern hier ein nennenswerter Einbruch oder gar eine Einwanderung gelungen. Die jeweiligen Vasallensschaften ließen vielmehr den eingeborenen Herrschern weitgehend freie Hand. Anders war das allerdings zur Zeit der Assyrer. Denn diese griffen, vor allem im Gebiet des heutigen iraqischen Kurdistan, recht tief in das heute ostkurdische Gebiet hinein, ohne es jedoch je zur Gänze zu umfassen. Es betraf nur seine Westhälfte. Man muß sich dabei jedoch bewußt sein, daß die Assyrer selbst, genau wie die Halbmond-Hurriter, im Grunde genommen nichts anderes darstellten, als in die Ebenen vorquellende Teile zagro-aurischer Stämme, die dann dort später semitisiert wurden. So legen auch schon die rein japhetischen Namen der ersten assyrischen Könige die – von Assyriologen vielfach geäußerte – Annahme nahe, daß *Ur-Assur* gegen Ende des 3. Jt. überhaupt eine zagrisch-japhetische Schöpfung war, anders gesagt, eine Schöpfung westzagrischer Ur-Kurden (wofür übrigens Sumer und Elam im Süden das Gegenstück hinsichtlich der Loren bzw. Qaschgāi liefern). Als zweite historische Leistung der Guti-Kurden wäre dann die Eroberung von *Babylon* selbst zu nennen, wo sie, viel geschmäht und sehr verhaßt und wieder an ihren japhetischen Königsnamen unverkennbar, vom 22. Jh. an 125 Jahre herrschten.

Dann kam nach 2000 v. Chr. die sprachliche *Indogermanisierung* der taurisch-zagrischen Randländer Mesopotamiens. Sie sprang zunächst nur punktweise vor: weder die Mitanni, noch die Kassiten haben je das gesamte Bergland in ihren Händen gehabt. Später drang gegen 1000 v. Chr. das *Medische* im nördlichen Zagros ein (wie das *Parsi* im zentralen Zagros bei den Loren). Das war mit der Eroberung von Urartu-Khaldāa verbunden. Noch heute zeigt daher das Kurdische seine altmedischen und keine altpersischen Beziehungen. Gerade dieses kurdische *Iranisch* aber – und das ist die dritte, eine zugleich biohistorische Leistung der Kurden – schob sich alsbald von Osten immer weiter nach Westen und damit tief nach Südanatolien hinein, das natürlich immer nur in den Gebirgslandschaften, wo es heute noch von allen dortigen Kurden mehr oder minder gesprochen wird. In den Tälern des einstigen *Nord-Urartu* aber drang etwa um die gleiche Zeit, um das 8.–7. vorchristliche Jh. also, das gleichfalls indogermanische *Armenisch* vor. Seitdem gibt es Armenier bzw. Kurden als Nachkommen der Süd- bzw. Nord-Urartäer, und beide verzahnten sich im Lauf der Zeit immer mehr. Denn die Kurden blieben bis in die neueste Zeit hinein als Hirtennomaden in den Bergen, die Armenier aber als Ackerbauern in den Tälern und wurden schließlich nach dem endgültigen Zusammenbruch des immer wieder vergeblich ringenden arme-

nischen Reiches zu Fronbauern und Fronhandwerkern, aber auch den Handelsherren des Kurdenadels, also der gefürchteten Aschiret. Dazu kommen noch allerhand Völkerschutt aus den mesopotamischen Niederungen, politisch oder religiös Verfolgte und auch verjagtes Gesindel und urreinheimische Reststämme. Kein Wunder daher, daß die heutigen Kurden im Laufe ihrer zuerst westwärts, dann in neuerer Zeit nordwärts gerichteten Biodynamik schon in ihrem Kerngebiet die verschiedensten rassischen und stammesmäßigen Biotypologien überschoben und einschmolzen und heute einen beträchtlichen, aber noch immer stammesmäßig gebundenen Typenzerfall zeigen.

Medien selbst aber, von Anfang an und schon und gerade vor der eigentlichen Reichsgründung 645 v. Chr. nur ein nordwestiranisches Reich mit Schwerpunkt in Azerbaidschan, war ganz auf die Freundschaft und Hilfe seiner gutisch-urartäischen Gebirgsvölker angewiesen. Dies jedoch nicht nur beim wechselseitigen nomadisch-bäuerlichen Warenaustausch, sondern vor allem auch als nächstem Anrainer seines «Erbfeindes» Assyrien.

So zerfielen die Ur-Kurden: westlich der gewaltigen Grenzkette lagen assyrische West-Kurden, östlich medische Ost-Kurden, wie heute noch die iraqischen Kurden hier und die persischen dort. In beiden Armeen spielten also Kurden eine zweifellos sehr beträchtliche Rolle. Und auch das ist keine vereinzelte Erscheinung geblieben. Denn auch zur Khalifenzeit waren kurdische Reiterei und kurdische Würdenträger verbreitet und üblich, und kurdische Rekruten werden auch noch heute ebenso in Mosul wie Kermanschah gedrillt.

XIII

Damit aber stehen wir bereits mitten in der neueren *Bevölkerungsgeschichte der Kurden*. Sie mag in ihren Grundzügen als einigermaßen geklärt, aber kann noch lange nicht als hinreichend biologisch unterbaut angesehen werden. Im Prinzip wiederholt sich zunächst das alte Bild: Vasallensschaften und immer wiederkehrende Revolten kurdischer Fürsten gegen die seit dem 7. Jh. in allen Talländern zugleich vorherrschende Macht, die Araber, dazu blutige innere Stammesfehden. Kurdische Statthalter, Vezire und Feldherrn treten an den Khalifen- und Sultanshöfen auf, einige mächtigere Dynasten erringen sogar vorübergehend den Titel Sultan = König im Taurus oder anderwärts, wie z. B. die Aiyubiden Sultan Saladins (S. 41). Im 16. Jh. tritt auch bei den iranischen Kurden ein Amir auf, und das Fürstentum Bitlis hielt sich bis an die Grenze unserer Zeit.

Die bevölkerungsbiologischen Folgen dieser Vorgänge können wir aber jetzt immer schärfer fassen. Schon 639 n. Chr. sollen Kurden – wenn es wirklich schon echte Kurden waren – weit *südlich* in Khusistan gesessen haben (wo sie auch heute noch von Ramuz bis nahe an den Persischen Golf verbreitet sind). Aber es kann sich auch nur um das Klebenbleiben einer älteren und weitergefaßten Wortbedeutung handeln (S. 66). Das dürfte jedenfalls für die von den arabischen Schriftstellern gemeldeten Empörungen von «Kurden» 647 und 708 in Fars gelten, wo die großlorischen Bachtjari durchaus dominierten. Gewiß echt aber sind die kurdischen Dynastien im zentralen und alsbald auch ferneren Taurus weit im *Westen*,

die schon vor den Zeiten der mongolischen Invasionen im 13. und 15. Jh. das Fortschreiten der Westbewegung iranischer Typen und Sprache tief in einst syro-hurritische Gebiete bewiesen.

Zugleich machen sich aber auch schon die ersten Anzeichen einer *Nordbewegung* geltend, die sich gegen bzw. zwischen die immer schwächer werdenden Armenier richtet, wenn auch beides schwere Rückschläge erst durch die türkmenischen Einfälle im 12. Jh. erfuhr, von denen sich besonders die kilikischen und syrischen Kurden – sie entstammten zum guten Teil Militärkolonien – nie wieder ganz erholten. Die Ak-Koyunlu Sultane von Diarbakir betrieben sogar eine systematische Vernichtungspolitik gegen den kurdischen Adel (der sich unglücklicherweise auf die Seite der rivalisierenden Kara-Koyunlu geschlagen hatte). Aber einen Ersatz bot sehr bald darauf eben das unglückliche armenische Land.

Jetzt stehen die bevölkerungsbiologischen Prozesse also folgendermaßen: der Drang nach Westen bis ans kilikische Mittelmeer, der die iranische Sprache mit den Kurden auf dem westlichen Schenkel des Gebirgsbogens so weit vorgeworfen hatte, wird von den türkmenischen Seldschuken und dann Osmanen gestoppt, der Drang nach Süden zagrosabwärts bleibt in den gesättigten und bevölkerungsbiologisch weit weniger gefährdeten Gebieten von Kermanschah im wesentlichen stecken, aber am armenischen Schenkelscheitel im Norden öffnen sich neue biodynamische Möglichkeiten.

Denn hier bildet zwar das alte hurritische und süd-urartäische Kerngebiet in den Hochgebirgen südlich von Van- und Urmiasee eine erstklassige Naturfestung für die Kurden, das nördlich anschließende, zerschlossene Hochplateau (bis zum nordurartäischen Ararat und Alagöz) aber für die *Armenier* eine um so gefährdetere Flachlandposition. Und diese stellt noch dazu als Landschaft eine glänzende strategische Schlüsselstellung nach drei Seiten hin dar: nach Iran, Anatolien und Kaukasien. Von einem kleinen Volk war sie daher auf die Dauer nicht gegen die streitenden Großen zu halten, die alle nach ihr griffen. Erst Römer und Parther, dann Byzantiner und Sassaniden oder Araber, dann Osmanen und Mongolen oder Iraner, endlich Perser (ab 1492), Türken (ab 1514) und Russen (ab 1828) rissen daher das schon seit 280 n. Chr. durch Gregor den Erleuchteten christianisierte Armenien bald hierhin, bald dorthin, und immer wieder bedrängten Kriege und Kriegsfolgen das immer schwächer werdende Land, das sich schließlich heute im Schattendasein einer winzigen südkaukasischen Sowjetrepublik verliert (30). Das ist ein nationaler Leidensweg, wie er kaum ein zweites Mal in der Weltgeschichte zu finden ist. Oft genug floh, wer konnte. Schon im Altertum, dann vom 11.–13. Jh., und wieder im letzten und unserem Jahrhundert führten Auswanderungen die sehr, ja bedenklich handlungsgewandten Armenier über die ganze Welt. Auch der letzte König von Klein-Armenien, Leo VI., starb 1379 in Paris.

Der lachende Dritte waren immer die Kurden. Ihr unzugängliches Kernland im Übergangsgebiet von Persien und Türkei und mit einer selbst heute noch weithin ziemlich imaginären Grenze war als Ausgangsstellung hintergründig-unbeachtet verlaufender *Sickerwanderungen* entlang Berghängen und über Hochweiden besonders geeignet. So wurden kleine kurdische Häuptlinge schon im frühen Mittelalter in weitesten Teilen Süd-Armeniens zu den faktischen Herren der Armenier, wobei sich gewissermaßen eine nationale Etagenschichtung herausbildete: am Berge Kurden, im Tal Armenier. Beide Partner hatten dabei ihre Vorteile. Den christlichen Armeniern blieb zudem gar nichts anderes übrig, als sich unter den Schutz sunnitischer kurdischer Gaugrafen oder Feudalherren zu stellen,

die zwar auch plünderten und raubten (auch Frauen), aber meist in Grenzen, weil die wechselseitigen wirtschaftlichen Interessen solche Grenzen verlangten. Lagen doch Handel, Handwerk, Bewässerung und Garten- und Feldbau weitaus vorwiegend in den Händen der Armenier. Das hielt, wenn auch nicht immer gut, so doch leidlich, durch Jahrhunderte und bis etwa 1885 an und förderte aufs Beste die kurdische Ausbreitung bis schließlich nach Transkaukasien hinauf.

Dann aber kam, als die Armenier immer deutlicher, aber auch immer unklüger mit den Russen und der Entente liebäugelten und schließlich wirklich konspirierten, der harte Rückschlag der Türken, die sich schwer bedroht fühlten. Denn Armenien war ja das Grenzbollwerk gegen ihren potentiell gefährlichsten Feind. Und da wurden die Kurden meist, nicht minder unklug, zu ihren Henkern. Hunderttausende wurden «umgesiedelt», aber in Wirklichkeit nie wiedergesehen. Es kamen die furchtbaren sog. *Armenierschlächtereien* von 1894–97, 1915–18, 1922 usw., und die Reste der türkischen Armenier wurden schließlich wieder umdeportiert, was gleichfalls einer Vernichtung gleichkam (31). Die dadurch entstandenen wirtschaftlichen Schwierigkeiten für die Kurden sind bis heute nicht überwunden (W. HÜTTEROTH '59), und dies um so weniger, als das neue türkische Verwaltungssystem und die ungeschickte Grenzziehung gegen Syrien den südtaurischen Kurden die Winterweiden nahm.

An die Stelle der Armenier traten nun im Siedlungsbild einige Türken, nämlich rückwandernde Muhadschir (S. 8), zumeist aber Kurden, die nun auch wohl oder meist übel ein sesshaftes Leben beginnen mußten. So verödete sehr viel des alten Kulturlandes, ja selbst der alten Bergweiden, und statt des alten Handwerksgutes wurde minderwertige und stereotype Fabrikware fern aus dem westlichen Izmir oder Stambul zu hohen Preisen herangebracht. Doch hatte sich jedenfalls das Kurdengebiet nach Norden gewaltig erweitert. Damit war der alte armenide Zentralblock von Süden her aufgefasert und bis auf seinen halbfreien Rest im sowjetischen Norden zerschlagen worden, und die sonstigen Überbleibsel wurden wieder einmal über die halbe Erde verstreut oder aufgesogen.

Aber auch die Kurden hatten manchen Blutzoll zu entrichten gehabt, der nicht selten aus armenischer und sektiererischer oder gar türkischer bzw. muhadschirischer Quelle wieder aufgefüllt wurde. Erst 1837 und 1847 wurden ihre oft sehr streitbaren Adelsgeschlechter und Feudalburgen im zentralen Nordtaurus von den Türken gebrochen, im ersten Fall eigentlich, genauer gesagt, durch den jungen Generalstabshauptmann v. Moltke (32). Aber *Unruhen* dieser Berg- und Raubgrafen waren nach wie vor häufig und dauerten bis in die dreißiger Jahre an, wonach das diesmal betroffene Gebiet um Tunceli auf ein Jahrzehnt von der Welt abgesperrt wurde. Unglücklich verlief auch der Putsch des kurdischen Königsaspiranten Scheich Obaidullah in Azerbaidshan 1880 (den die Türken förderten und der die Kabinette Europas beschäftigte), weil er nach erfolgreichen Schlachten zerrann, als ihm seine unbotmäßigen Kurdenhäuptlinge nach zwei Monaten einfach davonliefen. Zerschlagen wurden auch die Erhebungen des Saladin-Nachkommen Ibrahim Pascha ben Aiyub 1908 in Nordsyrien oder des Scheichs Sayid Nakschbandi 1925 (B. NIKIFINE '56), von vielen andern bis zu dem einjährigen Kurdenstaat der Brüder Ghasi Mohamed und ihrer Minister und Gefolgshäuptlinge in Süd-Azerbaidshan, der 1947 blutig unterging (W. O. DOUGLAS '54) oder der ardelanischen Unruhen von 1954 ganz zu schweigen (vgl. S. 91) (33). Die operettenhafte Entente-Gründung eines Kurdenstaates nach 1918, die schließlich bald allein auf ein kleines nordost-irakisches Kurdistan beschränkt wurde, verlief überhaupt im Sande.

Längst sind heute die nachbarlichen Großstaaten zu stark, als daß eine lokale Erhebung dem innerlich vielgespaltenen Kurdentum die nationale Einheit bringen könnte. Sie ist nur auf politischem Wege zu verwirklichen. Inzwischen werden seine aktivsten anatolischen Volksteile im Westen systematisch durch Schule und Militär eingetürkt und meist offiziell « Bergtürken » genannt, und seine östlichen, kulturell ursprünglicheren Teile von den Persern und Iraqern unter scharfer Beobachtung gehalten. Die langsam, aber sicher fortschreitende Selbsthaftigkeit, die Kontrolle, Trennung und Umvolkung erleichtert, tut das ihre dazu. Es ist also eindeutig, daß wenigstens die kulturelle Einschmelzung des Kurdentums unaufhaltsam weiter fortschreitet, und daß hier wie in so vielen anderen Fällen nicht mehr viel Zeit für eine bevölkerungsbiologische Aufnahme echter Kurden bleibt.

Soviel von Ursprung, Ausbreitung und akkulturativer Umschmelzung der Kurden. Die bisherigen biotypologischen Studien über sie sind über die etwas schlichte Feststellung einer beträchtlichen Typenvariabilität des Gesamtvolkes nicht viel hinausgekommen. Stichproben, einige Maße von kleinen Gruppen helfen bei dieser Sachlage nicht weiter (34). Selbst die seit Jahrhunderten in der Literatur erwähnte, *soziale Schichtung* der Kernkurden hat bisher keinerlei humanbiologische Beachtung erfahren. Stehen sich hier doch nicht nur Nomaden- und Dorfkurden gegenüber, sondern auch die dörflichen *Girani* im Iraq (nicht der Türkei) einer nomadischen Vasallenschicht der *Aschiret*, aus der sich ihrerseits überall ein feudaler Hochadel ableitet. Und all dies zieht quer durch die jeweiligen Stammesgliederungen. Weist aber Schichtung an sich schon auf bevölkerungsdynamische Prozesse hin, so wird das gerade hier noch durch das mehrfach behauptete Auftreten nordrassischer Einschlüge gerade beim kurdischen Adel unterstrichen (35). An sich könnte man dabei wohl an die Meder denken, die ja immerhin die Sprache vermittelten. Aber auch die Kimmerer hatten im 8. Jh. v. Chr. diese Gegenden in ihre Gewalt gebracht und waren bekanntlich sprachlich wie politisch den weitgehend nordrassischen Skythen eng verbunden. Nur scheinen sich die Blondan an Orten zu verdichten, wo Beeinflussungen von außen ganz unwahrscheinlich sind, so am Nemrud-Dagh (nach F. v. LUSCHAN '22: 92 über 50%), während sie bei den iranischen Ostkurden ganz fehlen sollen. Aber Untersuchungen darüber gibt es nicht.

Andererseits muß man bei Tal- oder Siedlungskurden auch mit stärkeren armeniden Einschlügen von hurritischer und armenischer Seite rechnen, und auch mit «türkischen» Einschlügen, soweit die ostanatolischen Kerngebiete in Frage stehen. Bei den westiranischen Kurden aber ist die Frage noch völlig offen, ob und wie weit hier die sassaniden Einsiedlungen und die jahrhundertelangen, mongolischen und türkmenischen Beeinflussungen gewirkt haben, die natürlich auch in Stammesgliederung und Stammestypen nachklingen, und in welchem Verhältnis die iraniden Typen der Perser zu den – was vorausgenommen sei – gleichfalls vorwiegend iraniden Typen unter den iranischen Kurden stehen, und wie sich hier etwaige armenide Einschlüge oder etwa ein bereits behauptetes tiefes Herabreichen des armeniden Typus nach Süden (bei Bachtianen und Qaschghai) verhalten. Dazu kommt schließlich die Frage des Verhältnisses der drei zagrischen Stammesgruppen überhaupt, der kurdischen, lorischen und südzagrischen, also der beträchtlich verschiedenen innerlorischen und lorisch-qaschghaischen. So standen wir bei unseren weiteren Arbeiten mehr Problemen gegenüber, als wir in der kurzen Zeit schon zu bewältigen hoffen konnten.

Unsere beiden *Besuche bei den Kalhor* fanden am 28. und 29. 9. statt, doch mußte ein dritter und meistversprechender leider wieder einmal wegen Zeitmangel ausfallen. Anlässlich seines Aufenthaltes in Kermanschah hatte der lebenswürdige Kurden-Khan vom Zweigstamm Siassia der Kalhor, Herr TAGHĪ KHAN DEKHĀNĪ, zu einem Aufenthalt auf seinem, sagen wir Gut Goharabad aufgefordert, wo auch ein Teil seiner Leute ein kleines Winterdorf gewissermaßen als dauerndes Standquartier bezogen hat, und kurz darauf trafen wir im gastfreien Hause Motamedi auch den Großkhan aller Kalhor-Kurden, das Parlamentsmitglied ALI SCHAH-KHAN DAWUDIAN KHAN, der u. a. in Schahabad residiert.



Abb. 23: Ein Zeltlager der Siassia-Kurden. Rechts im Hintergrund die beginnende Siedlung und der Hain von Goharabad (Phot. v. E.)

Bei seinem Eintritt schritten ihm drei baumlange Gefolgsleute nach, leider in tadelloser europäischer Kleidung. Stumm saßen sie neben ihrem Großkhan bei der durch Vodka, Nüsse und Konfekt angeregten langen Unterhaltung, die in Iran *vor* dem Diner üblich ist, stumm folgten sie dem Großkhan einer nach dem anderen zur überreich – natürlich vor allem mit Plo (Reis mit Huhn, Hammel, viel Fett und Beigaben gemengt) – besetzten Tafel (von der später auch noch die Diener profitieren wollen), saßen stumm, aber emsig beschäftigt, ihm gegenüber und verließen geschlossen und stumm mit ihm wieder das Haus. Ich weiß nicht, ob sie ihre Dolche, die seit dem Verbot von Schußwaffen gebräuchlich sind, unter dem Jackett trugen. Aber wir hätten sie sicher bei einem Besuch im Großkhan-Lager zu sehen bekommen, wenn sie sie, zur nächtlichen Wache vor dem Zelt stehend, gezogen in der Hand gehalten hätten. Denn so will es die Sitte.

GOHARABAD, vom Schwiegervater KHAN GOHAR unseres Gastgebers gegründet, liegt rund 8 km nördlich einer etwa 40 km westlich von Kermanschah entfernten Stelle der Durchgangsstraße nach Bagdad. Es liegt also mitten im Kalhorgebiet, das sich von der Grenze aus etwa 200 km östlich und 150 km nördlich erstreckt. Aber die Grenze bedeutet den Hirten nicht viel, die sorglich aufgeteilten Weidegründe vieler Unterstämme greifen über sie hinaus und nach Iraq hinein. Sind doch die Kalhor einer der größten Ostkurdenstämme überhaupt. Sie werden bereits in dem Geschichtsbuch der Kurden, dem Scharaf-Nameh des Fürsten von Bitlis 1596 als eine der vier Hauptabteilungen des Kurdenvolkes genannt, und auch damals schon war ein Teil von ihnen in den Tälern zu bäuerlichem Leben übergegangen, während die Bergbewohner nach wie vor Nomaden sind. Noch im Herbst 1946 haben sie unter ihrem Groß-Khan Abbas Obadian, Senator von



Abb. 24: Ein Häuptling der Siassia-Kurden. Grob-iranider Typus (Phot. v. E.)

Kermanschah, eine nachdrückliche Rolle bei den politischen Wirren in Teheran gespielt. Dessen Nachfolger Amir Makhsus, der hochgebildete und geschätzte Vetter des obengenannten derzeitigen Schah-Khan Dawudian Khan, wurde vor 6 Jahren in einer Pariser Einbahnstraße von dem betrunkenen Fahrer eines nord-amerikanischen Trucks tödlich verletzt.

Ab Hauptstraße führt ein kleiner, privater Feldweg ein flaches Tal hinauf, an dessen weitschwingenden Hängen sich abgeerntete, steinige Felder dehnen. Eintönig liegt die Landschaft in Gelb und wieder Gelb unter dem stets blauen und heißen Himmel, nur hier und da von Gruppen schwarzer Zelte unterbrochen. Sie gehören den in dieser Jahreszeit zu Tal wandernden Sippen von Hochgebirgs-Kalhor, die ihrer Herden wegen eine Rast einschieben. Bei unseren Besuchen begleitet uns einmal der immer entgegenkommende Dr. med. MALEKUTI, beim anderen Mal unser unermüdlicher Helfer und Freund MADSCHID ASKAREIAN.

Wie ein weißer Würfel springt das kleine Gutshaus in der gelben Endmulde des Tales auf, dahinter das Lehmdörfchen und daneben ein eben aufspießender

winziger Pappelhain, dessen dünnen Schatten schon fast unvorstellbar vieles Lebendige aufsucht (Abb. 23). Zudem wird nahebei eine Quelle aufgefangen und in Kanälchen weitergeleitet. An vier Meter hoch ist die Mauer, die den von einem Wasserbecken gezierten Gutshof von drei Seiten festungsartig umgibt, die vierte aber wird durch das aus Ziegeln gebaute ebenerdige Haus mit seinen gefälligen grünen Fensterrahmen abgeschlossen. In einer Ecke steht allerhand Gerät hinter einigen der für Zelte gebrauchten Seitenwandschirmen aus Rohrsplissen, um die von Frauen verschiedenfarbige Wollfäden gewunden werden, so daß geometrisch stilisierte, bunte und sehr ansprechende Tier- und Pflanzenmuster entstehen. Auf dem Prachtexemplar des Wanderzeltes des Khans treten zahlreiche große Reiter- und Personendarstellungen auf, wie sie sich gelegentlich auch auf den Gelims, den festen und leuchtenden, teppichartigen Decken der Kurden finden, die zur Winterzeit gewoben werden. Im Handel kommen sie kaum vor.



Abb. 25: *Junge Frau der Siassia-Kurden*. Kräftiger iranider Typus (Phot. A. KANDLER)

Gleich nach dem Empfangstee besuchen wir das eine, nach dem reichen Mahl und kurzer Ruhe – die zähe Enteritis hat trotz Dr. MALEKUTI wieder einmal einen Höhepunkt erreicht –, ein zweites von den näher liegenden *Zeltlagern*. Der Sippenhäuptling, ein wilder, finsterner und hakennasiger Geselle, der als Durchwanderer dem Khan nicht untertänig ist, lädt uns in sein Zelt (Abb. 24). Das ist wesentlich, denn damit wird er für Besitz und Wohlergehen seiner Gäste persönlich verantwortlich, und als erstes werden die gefährlichen Hirtenhunde mit Steinwürfen vertrieben. Den angebotenen Tee schlagen wir allerdings aus und erbitten den (angeblich) so viel erfrischenderen Joghurt (= Knetmilch oder Mast, weil nämlich Tee teuer und Joghurt immer da ist). Damit wurden auch die Frauenherzen geneigter, die hier viel bedeuten, wie denn auch seit je Schleier unbekannt und aller Umgang dezent, aber ungezwungen sind. Eine Kalhor soll sogar einmal Stammesfürstin gewesen sein. Es gibt eiserne Typen unter ihnen.

So zeigen auch die Frauen gern ihre Arbeiten, und wir können in jeder Hinsicht in Sicherheit und Sympathie einige Aufgaben beginnen: die Anlage einer kleinen Sammlung für Köln und das Zusammenfängen einer Handvoll Leute zum Messen

und Photographieren. Repräsentativ wurde die Serie allerdings nicht, wenn sie immerhin als Beleg für die gerade hier besonders typisch iranide Prägung bei Nomaden nützlich sein mag. Ihre Haarfarbe ist daher auch einheitlich dunkelbraun, nur einige Kinder sind blond. Die meisten der Leute mit ihren scharf profilierten Geirgesichtern und reit- und marschgewohnt aufrechten Gestalten trugen auch noch wenigstens Teile der alten Tracht, vor allem Turban, Tuchgürtel und weiße Filzmäntel mit ihren «degenerierten» Ärmeln. Die Frauen aber hielten hier wie sonst mit münzenklirrendem Riesenturban, besticktem Samtjäckchen und den gewebten weiten Rücken an der alten Tracht stärker fest (Abb. 25). Wir waren querfeldein, richtiger quer durchs Geröll, mit unserem Wagen direkt zwischen die Zelte gefahren, von wo aus sich auch die Hantierung, Speisezubereitung und das häusliche bzw. zeltliche Leben unauffällig und aufs Beste beobachten ließ: Menschen in Umwelt.

Nach Einbruch der Dämmerung und schon ein wenig spät für Kurdenland, stampfte unser Expeditionswagen «Jumbo» wieder über Erdrisse, Kanälchen, Geröll und den Feldpfad zur Hauptstraße zurück. Er blieb aber dabei im Morast eines geborstenen Kanälchens, eines sog. Kanats, stecken. Da ein besonders großes Kalhor-Lager keine 200 m entfernt lag, war Hilfe zu Hauf natürlich sogleich zur Stelle. «Sie brauchen gar keine Sorge zu haben», meinte Madschid, jedoch mit großen, erschrockenen Augen. Der neue imponierende Häuptling wischte ihn beiseite, und mit gewaltigem Kommandieren, Lärm und Hin und Her waren wir alsbald wieder flott. «Ihr waret doch da oben im Lager, warum nicht auch bei uns?» meinte der Chef. Welche Gelegenheit! Aber in der Stadt warten Pflichten. Bleiben ist wieder einmal unmöglich. Immerhin waren wir rasch und glatt abgekommen. «Allahischokr!» meinte Madschid, «der Wagen natürlich, aber ich sah uns bereits restlos ausgeplündert.»

4. Loren, Elam und das Rätsel der Kassiten

XV

Die dritte Exkursion führte in die Gegend des rund 200 km südöstlich von Kermanschah gelegenen Khoramabad, dem Hauptort des Lorengbietes, genauer der Klein-Loren. Wir kommen damit zugleich vom Kurdenproblem zu dem biohistorisch noch interessanteren Kurden-Loren-Problem. Diese *Loren*, irrtümlich meist Luren geschrieben, nehmen den ganzen Zentral-Zagros von etwa 50 km südöstlich der Straße von Kermanschah in voller Breite bis in die Gegend von Disful ein, also etwa vom 32. bis 34. Breitengrad. Östlich davon liegen die Gebiete der *Bachtiaren* oder Großloren, und weiter südöstlich schließen in vielfacher Verzahnung die türkischsprechenden *Qaschghai* (Kaschkai: S. 63) an. Damit umfassen die Loren also das ganze nördliche Gebirgs-Hinterland des einst hochzivilisierten Elam, das seinerseits in seiner Blütezeit schon bis in die Gegend von Isfahan reichte. In anthropogeographischer Hinsicht bildet somit Elam durchaus ein Gegenstück zum vorerwähnten Assyrien, von dem auch die Hauptstadt in der Ebene, das eigentliche Einzugsgebiet im Zagros lag. Wie also die Assyrer zum größeren Teil Ur-Kurden waren, so die Elamiter wesentlich Ur-Loren (vgl. Karte 1). Die ältere Hauptstadt Anshan und viele Hauptorte der Elamiter überhaupt lagen auch im Gebirge, lange bevor das handelspolitisch bevorzugte Susa im zwar heißen, aber strategisch geschützten Karun-Becken (nahe dem heutigen petroleumreichen Schuschtär) zu seiner alsbald weltberühmten Hauptstadt wurde.

Noch aus der Zeit der mittelalterlichen Atabaks von Groß-Loristan und Klein-Loristan hat sich dann teilweise eine Einteilung in *Groß-Loren* oder *Bachtiaren*, die zum bevölkerungsbiologischen Einzugs- und Aufbaugebiet von Isfahan gehören, und den als selbständiger und abgeschiedener geltenden *Klein-Loren* mit den Feili erhalten. Heute ist es allerdings üblicher geworden, einfach in *Bachtiaren* und (eigentliche) *Loren* zu gliedern, was auch hier geschieht. Die Sprache dieser beiden Stammesgruppen steht derjenigen der Kurden nahe, bildet also auch eine altertümliche ostindogermanische Dialektgruppe, schließt sich aber nicht wie bei jenen an das alte Medische, sondern das alte Persische an. Das ist aufschlußreich für Art und Richtung des Eindringens der jüngeren Sprachschicht (36). Zudem dürften mindestens die entlegeneren Gebiete beider Loristan erst im Mittelalter ihre jetzige arische Sprache angenommen haben, während vorher hier wie im Norden japhetisch-kaspische Dialekte verbreitet waren. Das letztere gilt natürlich erst recht auch für das alte Elam selbst.

Über den *Typus* der Loren ist wenig bekannt. Sie gelten für kräftiger und größer als die Kurden, stellen die vielbewunderten Hamäl oder Lastenträger in Baghdad

heute wie einst in Babylon und sollen noch ungebärdiger als die Kurden sein – unentwegte Räuber und Wegelagerer, die sich selbst mit Stolz als die geschicktesten Diebe der Welt bezeichnen. Gelegentlich wird in der Literatur auch hier von Blondem gesprochen, ohne daß darüber je genauere Feststellungen stattgefunden hätten. Die Idee von DIEULAFOI und HOUSSAY (37) aber, daß im elamitischen Zagros und bis zum Norden hinauf Negritos vertreten seien, ist natürlich von vornherein unhaltbar und hat sich nie bestätigt. Vier ältere Autoren nahmen einige Maße an zusammen 18 Bachtianen aus sehr verschiedenen Gegenden ab, und H. FIELD untersuchte recht eingehend 150 von ihnen sowie 52 Baghdader Lastenträger vom Hassan-Kuli-Khan-Stamm aus dem Puscht-e Kuh. Damit zeigte sich schon, daß Bachtianen sehr kurzköpfig, Loren aber sehr langköpfig sein können: die Mittel des Kopfindex betragen 87,6 gegenüber 74,3. Dazu spricht schon DE KHANKOFF (Chanykow) 1866 auch von zwei «Klassen» bei den Bachtianen, von denen nur die eine und jüngere (?) langköpfig sein soll (38). Hierüber wie über den sozialtypischen und stammesmäßigen Zerfall, die Bevölkerungsgeschichte überhaupt und die hier besonders wichtigen Gaugliederungen aber ist leider gar nichts bekannt. Das liegt vor allem daran, daß die Kerngebiete der Loren bis vor kurzem so gut wie unzugänglich waren.

In den letzten beiden Jahrzehnten haben aber auch hier autofähige Straßen und sichernde Gendarmerieposten die Isolierung aufgebrochen, und das Reisen auf den Hauptstraßen ist zur Zeit übertags auch in Klein-Loristan ziemlich unbedenklich. Abseits von ihnen aber gilt in erster Linie der lorische Häuptling, seine Habsucht und sein Recht, und selbst die Landjäger können sich nur mit Vorsicht sehen lassen, halten aber die Stämme unter stammer Beobachtung. So ist zur Ausnahme geworden, was früher die Regel war, insbesondere seitdem es gelang, bei den Stämmen die Schußwaffen einzuziehen. Daher war auch das einzige, was den Zoll in Kasr-e Schirin interessierte, ob wir (verkaufsfähige) Schußwaffen und Munition mitführten. So bilden die Klein-Loren heute eine zwar anthropologisch besonders interessante Bevölkerung, verfügen aber in politischer Hinsicht nur über einen relativ bescheidenen Einfluß.

Die Groß-Loren oder *Bachtianen* (39) sind dagegen wohlhabender und besitzen enge Beziehungen zu dem eleganten und altherühmten Isfahan, wo auch neuerdings ihre Khane und Groß-Khane schöne Paläste oder Villen besitzen und ihre Teppiche – wie die der Kurden in Kermanschah und Hamadan – den Ruhm der Stadt in dieser Hinsicht begründeten. Noch heute verfügen sie über einen beträchtlichen politischen Einfluß – auch die frühere iranische Kaiserin Soraya stammt bekanntlich väterlicherseits von bachtianischen Großkhane ab –, haben bei den politischen Wirren der zwanziger Jahre mit 5000 Reitern sehr nachdrücklich ihre Ansicht in Teheran vertreten und sind natürlich, wie die Kurden, im Parlament durch Senatoren und Abgeordnete aus ihren eigenen führenden Familien vertreten.

Aber im Mittelalter und gar *Alttertum* kam der gesamten lorischen Stammesgruppe eine erheblich größere, ja zum Teil weltgeschichtliche Bedeutung zu. Gegenwärtigen wir uns das kurz. Wir wissen heute, daß der Name der Loren bereits im frühen Alttertum etwa gegen Ende des 3. Jt. als Lulu oder Lulubu und ihr Land als Lulubium auftrat und sah bereits S. 51, daß dessen Nennung gewöhnlich an Seite oder Stelle von Gutium-Kurdistan auftritt. Das entspricht der geographischen Lage. Und dabei wird den Lulu eine fast ebenso große Bedeutung wie den Guti zugemessen: Fürstentümer, Könige, Städte und Schätze.

Es scheint demnach hier wie im Fall der Guti, daß es weder Assyrer, noch Meder oder Babylonier waren, die über die Länder oder Gaufürstentümer in den Bergen den endgültigen Sieg davontrugen, sondern das *Klima*, also eine langsame Austrocknung (40). Der enorme und jahrtausendelange Holzbedarf der mesopotamischen Reichshauptstädte von Akkad über Babylon bis Ktesiphon wird durch seinen Raubbau und die entsprechende Senkung des Grundwasserspiegels zu seinem Teil dazu beigetragen haben. Noch aber drängen sich geradezu in manchen Strichen von Loristan die alten Gräber- und Siedlungshügel, und die letzteren sind dabei mitunter von riesenhaften Dimensionen, wie z. B. der bestens untersuchte Tepe Gian bei Nahavand. Das setzt sich bis in sassanidische Zeiten und ganz entlegene Gebiete fort. Heute herrschen dagegen überall Dürre, Öde und Armut. Längst auch sind die einstigen schönen Süßwasserseen ausgetrocknet, wie z. B. der bei Kaschān am Tepe Sialk. In alter und ältester Zeit war dagegen auch das nötige Bevölkerungssubstrat vorhanden, um gegebenenfalls sehr energisch in die Geschicke der mesopotamischen Hochkulturvölker eingreifen zu können. Diese sprechen dann in ruhmredigen Siegesstelen gern von großen Strafexpeditionen und Siegen über Vasallenungehorsam und Revolten. In Wirklichkeit aber wird das Verhältnis nicht anders gewesen sein wie im Mittelalter, wo gewisse Gaufürstentümer bald und meist völlig unabhängig, bald in lockerer Vasallenschaft zum jeweils nachbarlichen Großstaat standen.

Es ist jedoch wesentlich, sich dabei bewußt zu bleiben, daß je später desto mehr, ein guter Teil des Ringens der Großmächte des Zweistromlandes selbst sich überhaupt in den Bergen abspielte. Denn wenn *Elam und Assur* in Kampf gerieten, so geschah dies nicht zum geringsten um eben dieser Bergländer willen, in denen sich im Rücken von Babylon die Interessengebiete der beiden Kontrahenten unmittelbar berührten und schnitten. Das war (besonders vom 12. Jh. v. Chr. ab, wo der große Schillahak-Inschuschinak gegen Kerkuk-Scherizor vorgriff) im Land oder Reich *Ellipi* der Fall, der alten elamischen Provinz Kussi (= Kaschschu). Es lag in der Gegend des heutigen Khoramabad, also dem späteren Klein-Loristan, und war bald frei, bald Vasall und immer ein strategischer Zankapfel (wie Syrien zwischen Ägyptern und Hethitern). Ellipi aber ist heute lorisches Kerngebiet: die Berglandschaft um und zwischen Nahavand und Khoramabad und bis vor die Tore von Isfahan. Hierhin zogen sich auch Flüchtlinge, Verbannte oder Schuldige, ja ganze Stammesteile aus den anlagernden Großreichen zurück, ebenso Heere, wie denn auch die letzte und entscheidende Abwehrschlacht der Sassaniden gegen die Araber hart an der Nordgrenze von Loristan stattfand, die unglückliche Schlacht von Nahavand 641 n. Chr.

Im übrigen aber war *Elam* selbst ja im Grunde genommen nichts anderes als ein vorwiegend ur-lorisches Reich, das im geschützten Karun-Winkel von Susa nur seinen merkantil-agrarischen Schwerpunkt besaß, wie Assur ein vorwiegend gutisch-kurdisches Reich, das an den Vorbergen des heutigen Iraqisch-Kurdistan in Niniveh sein wirtschaftliches und politisches Schwergewicht besaß. Elams Hauptmacht und beste Soldaten kamen daher auch aus den Gebieten von Anshan und Awan, wo das Reich seinen Ursprung genommen hatte, und waren somit Leute, die wir heute als Bachtieren, Feili, Mammasseni und Qaschghāi bezeichnen würden, also als Loren.

Die weitverbreiteten *Qaschghāi* von Fars und Laristan, d. h. praktisch des ganzen Süd-Zagros, seien in diesem Zusammenhang und als Loren aber absichtlich mitgenannt, weil sie einmal zum elamischen Einzugsgebiet, sodann aber auch bis ins

Mittelalter hinein noch eindeutig zu den Loren gehörten und gerechnet wurden. Heute sprechen sie allerdings Türkmenisch, weshalb sie schon von G. N. CURZON (92 II: 112) sehr treffend als Turk-Loren bezeichnet wurden. Auch nach Tracht und Sitte sind sie heute noch Loren und, soweit die wenigen in der Literatur vorhandenen Bilder ein Urteil ermöglichen, stehen sie auch typologisch den Bachtianen sehr nahe (41). Es gingen auch noch in den achtziger Jahren an 5000 Qaschghai-Familien infolge gefährlicher Stammeshecheleien politisch wieder zu den Bachtianen zurück, mit denen sich sowieso ihre jahreszeitlichen Wanderungen vielfach überschneiden. So dürften also die Qaschghai wahrscheinlich auch in die süd-zagrische Kurzkopfgruppe gehören. Die Übernahme der türkmenischen Sprache von einigen mächtigen kaschgarischen Geschlechtern aus Chinesisch-Turkestan, die Kaiser Hülägü um 1260 hierhin verpflanzte, berührte den älteren Typus natürlich überhaupt nicht. Ein reizvolles Zusammentreffen dabei ist es allerdings, daß der Name Qaschghai sich zwar anscheinend von der Stadt Kaschgar ableiten, aber sehr wohl auch mit den alten Kaschschu der mittel- und süd-zagrischen Gebirge in Verbindung bringen läßt, so daß der neueste Name, sei es gewollt, gehnt oder zufällig, aber in jedem Fall doch gleichzeitig ein Wiederaufleben eines der aller-ältesten Völkernamen im Zagros bedeutet.

Wenn sich aber nicht so wie bei Assur und Elam in Nord und Süd, so auch im Zentrum des Zagros und auf der Höhe von Babylon eine dritte große Vormacht in den Bergen auftrat, sondern es vielmehr zunächst Elam war, das im Rücken von Babylon nach Norden vorgriff, so nur deshalb, weil hier das Bergland mit der hohen und pässelosen Barre der langen *Kabir-Kuh-Kette* jäh und abweisend gegen die Ebenen abfällt. Das zeigt sogar noch heute seine Wirkung darin, daß Persien zwar im Süden, im alten elamischen Gebiet weit westlich nach Iraq hinuntergreifen kann und ebenso Iraq im Norden mit dem heutigen Iraqisch-Kurdistan östlich in die Berge hinaufgreift, aber daß es im Zentrum die modernen Baghdader in ihren glutheißen Ebenen bis heute nicht einmal wagten, im relativ kühlen *Kabir-Kuh* auch nur einen Höhenluftkurort anzulegen, dessen sie doch sehr benötigten. Hier liegt vielmehr heute wie einst ein Sperrgebiet. Und eben deshalb besteht und bestand hier kein echter Wechselaustausch von Mensch, Kultur und Wirtschaft und damit die Möglichkeit enger politischer Verbindungen wie in Nord und Süd, sondern bildete sich nur ein Einsickern von der *einen* Seite aus, das «Sachsgängertum» des Puscht-e Kuh.

Dessen Feili-Loren verschiedenster Stammeszugehörigkeit liefern etwas Fleisch, Wolle, Holz und Holzkohle in die nicht gerade weit entfernte Großstadt Bagdad, vor allem aber die berühmten Lastenträger, die *Hammäl*, die allgemeinem Urteil nach erstaunliche Leistungen zuwege bringen. Natürlich stellen diese eine Auslese der kräftigsten und geschicktesten Leute der Unterschicht der Loren dar. Kehrt aber ein solcher zerlumpter, keuchender und schmutziger *Hammäl* mit seinem Verdienst in die nahe Heimat zurück, so ist er wieder ein flotter und wilder Reiter und immer noch ziemlich freier Herr und Räuber auf eigenem Stammesboden, und diejenigen, denen er ihr Geld durch harte Arbeit abnahm, dürfen sich bei ihm nicht uneingeladen sehen lassen, wenn es ihnen nicht durch List oder Gewalt wieder abgenommen werden soll.

Man lese nur nach, was die ölpolitisch interessierten Engländer DOUGLAS, LORIMER und EDMONDS und der Archäologe HERZFELD oder die mutige FREYA STARK erlebten (42). Ihr Urteil ist teilweise katastrophal. «Der Lore ist . . . ein restloses Schwein ohne einen einzigen mildernden Zug.» Das meint der verärgerte Ed-

MONDS, und der inzwischen zum General avancierte SIR DOUGLAS unterstreicht das noch nachdrücklich bei einer Diskussion in der Königlichen Geographischen Gesellschaft in London. Er war nämlich, wörtlich bis aufs Hemd ausgeraubt, auf elendem Esel von den Loren zurückgeschickt worden.

Daß die wirtschaftspolitischen Beziehungen zwischen Zagros und Ebene im großen und ganzen aber schon seit fünf Jahrtausenden ähnlich vor sich gingen, zeigen die babylonischen und assyrischen Keilschriftkartotheken der Karawanse-
reien, Händler und Basare, zeigen Abrechnungen, Kaufverträge und Sklaven-
anpreisungen wie auch später noch die arabischen Historiographen und türkischen
Verhältnisse. Wurde jedoch die nachbarliche Macht in den Ebenen schwach, dann
wurde wohl auch aus den Bergen ein kriegerischer Vorstoß oder wenigstens ein
gründlicher Raub- oder Erpressungsversuch unternommen. Denn eben diese zahl-
reichen und immer gut organisierten lorischnen Arbeiter wurden dann zur «*fünften
Kolonne*», zu Spionen und zum Feind im Innern. Das trug auch wesentlich zu der
größten Katastrophe bei, die Babylon vor seiner völligen Vernichtung durch den
Mongolen-Prinzen Hülägü 1258 überhaupt erlebte, und bei der sich die plün-
dernden Loren wahrscheinlich zu ihrer eigenen Verblüffung infolge einer höchst
leistungsfähigen Oberschicht und bester neuer Waffen plötzlich als Herren eines
komplizierten Staatsgebildes sahen. Das war nach dem überraschenden und ver-
wirrenden Hethiter-Raubzug um 1600 v. Chr. der Fall, wovon gleich zu sprechen
sein wird.

XVI

Inzwischen aber ist noch die *Kurden-Lorenfrage* zu erörtern. Denn ganz so ein-
fach, wie die aus ihren Zusammenhängen gelöste Kurdenfrage oben schien, war
sie weder in Altertum noch Neuzeit. Es ist vielmehr in manchen Fällen durchaus
nicht klar, ob mit babylonischen Guti oder arabischen Kurden wirklich echte
Kurden gemeint sind. Oft gehen Kurden und Loren auch merkwürdig ineinander
über.

So gehören zu den ältesten Gegnern auch der Lulu-Loren schon Sargon der
Große vom akkadischen Sippar (~2350), alsbald auch der Sumererkönig Schulgi
von Ur (~2272–2226), der wiederholt ihre plündernden Haufen zurückschlug,
und zwar südlich von Babylon im *Süd-Zagros*, ähnlich u. a. auch sein Sohn und
Nachfolger Buru-sin, der ihr Land «*verwüstete*» (was heute ein müßiges Beginnen
wäre, denn es ist sowieso wüstenhaft). Andererseits aber wurden Lulu auch durch
Naram-sin von Akkad bekämpft – Sargons Zeitgenossen –, was eben zum Anlaß
seiner bereits erwähnten, berühmten Stele im Lululand wurde, und diesmal liegt
dieses ziemlich im *Nord-Zagros*, im Scherizor (= Schar-e Zur, die «*mächtige
Stätte*», südlich Sulaimāniya). Dort hatte auch alsbald der König der Lulu Anu-
banini bei Sar-e Pol am Pa-ye Taq (S. 43) in einem etwas bescheidenen (wohl eben
erst nach Naram-sins Sieg gelerntem) Akkadisch einen Erfolg über einen Nachbar-
stamm durch eine Felsinschrift gefeiert. In ihr tritt der Name Lulu erstmalig von
Luluseite selbst auf.

Es scheint zudem, als ob -- worauf von Archäologen schon wiederholt aufmerk-
sam gemacht wurde -- bereits der Name des hervorragenden Königs *Gudea von La-*

gasch bedenklich an « Kurde von Lagasch » anklingt, wie denn auch der Name der Stadt selbst nach Stamm wie Endung eindeutig japhetitisch-kaspisch ist. Die sog. Vogelgesichter der altakkadischen Kunst und Skelette deuten in die gleiche Richtung. Wiederum aber findet sich auch im frühesten und doch wohl noch vorwiegend gutisch-kurdischen Assur (S. 92) ein König Lulai, der Lulu. Das ist in beiden Fällen genau umgekehrt wie man es erwarten sollte, denn es treten die Lulu im Norden, die Kurden aber im Süden auf.

Solche Angaben sind schwer mit den seinerzeit vorwiegenden Auffassungen und überhaupt nicht mit dem Verbreitungsbild der heutigen Stämme zu vereinen. Und es wird das auch keineswegs klarer dadurch, daß der in der Gilgamesch-Flutsage der Assyrer viel genannte Berg Nisir (wohl der Pir-Omar-Gudrun = Großvater-Omar-Berg beim heutigen Sulaimaniya) bald nach Lulubium, bald nach Gutium verlegt wird. Auch trifft Nebukadnezar I. von Babylon (1146–1123) die « mächtigen Lulubu » wieder irgendwo im Norden, während Aschuresch-ischki von Assyrien (um 1149–1117) vorsichtigerweise nur angibt, « die Lulubu und alle Guti in ihren Bergen » besiegt zu haben.

Mit anderen Worten: die Namen *Lulu* und *Guti* waren überhaupt nicht klar gegeneinander abgegrenzt. Beide bedeuteten also zunächst einfach nur « *Bergbewohner* », vielleicht mit dem Unterschied, daß die Guti mehr die unabhängigere, mächtigere und fernere Gruppe, die Lulu die nähere, arbeiterliefernde und bekanntere Gruppe der Zagros-Stämme darstellten. Eine erste Fixierung der Namen dürfte erst erfolgt sein, als die nördlichen Guti-Bergvölker im 7. Jh. v. Chr. das Medische annahmen, das aber nunmehr auch gleich weit in den Süden und über die Zagros-Straße von Kermanschah hinaus vorschwemmte. Damit wurde der größte Teil des Lulu-Reichs von König Anubanini zum kurdischen Volkstum geschlagen. Eine zweite Fixierung trat ein, als die Atabaks von Groß-Loristan (Lor-e Bozorg um Malamir 1155–1429, also Bachtären) und die von Klein-Loristan (Lor-e Kutschik um Khoramabad 1124–1597, also Feili) dem nunmehr verengten Begriff Lor auch einen politischen Inhalt gaben.

Inzwischen aber hatten die arabischen Historiographen schon seit dem 7. Jh. n. Chr., später Mas'udi, Yakut u. a. im 13. Jh. insofern eine Simplifizierung vorgenommen, als sie *alle* Bergnomaden bis hinunter nach Khusistan ohne weiteres als Kurden bezeichneten. Auch das hielt sich, und zwar verständlicherweise besonders bei den Kurden selbst, für die es einen Machtzuwachs bedeutete. So führt denn auch das kurdische Geschichtsbuch des Fürsten Scharaf von Bitlis 1596, das berühmte Scharaf-Nameh, die Loren als vierte Hauptgruppe der Kurden an, also einbezogen in die Kurden, aber doch als einen besonderen Teil. So geht noch der europäische Reisende C. J. RICH 1836 (43) vor und, wieder verständlich, auch der Antrag der kurdischen Vertreter für ein großes selbstständiges Kurdenreich (von Adana und Kars bis Buschehr!) bei der Nachkriegs-Konferenz von San Francisco 1948.

Die Loren selbst sind sich bei all dem aber doch noch nach wie vor ihrer *Eigenart* gegenüber den Kurden schon deshalb bewußt geblieben, weil ihre Dialekte aus dem Altpersischen, die der eigentlichen Kurden aber aus dem Altmedischen stammen. Sie sehen dafür ihrerseits die südlich anschließenden Qaschghai als nähere Verwandte an, obwohl diese seit dem 13. Jh. allmählich ein kaschgarisches Türkmenisch annahmen, aber im übrigen nach Sitte und wohl auch Typus durchaus Lorea, genauer nun Turkloren sind. Fraglich ist dabei noch – wir erwähnten es schon –, wieweit der alte Name der zentralzagrischen Bergvölker, der Kaschschi

oder griechisch Kassiten, in der Bezeichnung Qaschghai (Kaschkai) mitklingt. Läßt man aber eine solche Beziehung gelten, so würde die Reihenfolge der großen zagrischen Stammesgruppen von Nord nach Süd, wie sie im Altertum vorwiegend üblich war, also von Guti zu Lulu und schließlich Kaschschu, auch noch heute mit einer Reihenfolge von Kurden zu Loren und schließlich Qaschghai zu Recht bestehen. Damit ergibt sich dann eine historische Verschiebung von gut je etwa 200 km weiter südlich. Das aber entspräche nur der Richtung des inneren biodynamischen Drucks im Zagros selbst. Er läuft den Bergketten entsprechend von Nordosten nach Südwesten (S. 43).

Es versteht sich im übrigen, daß die scharf geprägte Sonderstellung von Landschaft und daher auch Wirtschaft und Sitte bei allen zagrischen Bergvölkern gegenüber den jeweiligen Flachlandvölkern zu einem, wenn auch nur losen Gemeinschaftsgefühl in dem Maße führen mußte, in dem sich der eigene Horizont und die Eingriffslust der Außenstehenden mehrten. Und um so stärker prägte sich ein immer rücksichtsloserer Unabhängigkeitsdrang und eine um so stärkere Anhänglichkeit an Heimat und Heimatsitte aus. «Wir Bergbewohner» bedeutete diesen selbst einen Ehrentitel. Sie waren mit dieser Bedeutung des Wortes Lore im Altertum gewiß durchaus einverstanden, und es paßt auch noch die heutige Erklärung, die bei den Loren selbst für ihren Namen gängig ist – falls dies überall zutrifft – durchaus dazu. Das Wort soll nämlich einfach «Leute aus dem Waldgebirge» heißen. Liegt damit allerdings ein etwas anspruchsvolles Ansinnen an den heute extrem kahlen Zagros vor, so trifft doch zu, daß wenigstens seine ebenennäheren Hochgebiete noch etwas Feuchtigkeit aufzufangen in der Lage sind und auch heute hier und da etwas sparrig-schütteres Eichengebüsch aufweisen, in alter Zeit aber gewiß auch lichte Wälder vertreten waren.

Wenn gelegentlich allerdings gesagt wird, daß die Loren überhaupt gar nicht aus dem Zagros, sondern *Syrien* stammten, so geht das nur auf die Tatsache zurück, daß 1106 eine Anzahl kurdischer Familien von dort über Aserbeidschan nach Loristan floh und sich hier dem eingeborenen Adel anschließen konnte. Andere im 13. Jh. ahmten das nach. Auch der Mongolen-Marschall Prinz Hülägü, dem schon ein Atabak von Loristan 1257 in der Vernichtung Baghdads beistand – er hatte ja dort seine Spione –, scheint einige Kolonien im Land zurückgelassen zu haben. Die damaligen Fürsten der einzelnen Stämme aber dürften schon meist Nomaden mit getrennter Sommer- oder Winterresidenz gewesen sein.

Ein Punkt aus der Entwicklungsgeschichte der Loren jedoch sei zum Schluß noch besonders hervorgehoben. Nach Einigung der südlichen Lorenstämme im 7. Jh. v. Chr. – also hauptsächlich heutige Feili, Bachtiiaren und Qaschghai – zog deren Fürst gegen Fars, das ja sowieso zum größten Teil schon Weideland, wenn auch nicht Machtgebiet seiner eigenen Leute war. Das war *Kurasch* (Kyros, Cyrus) der Große, der «habichtsnaige» Gründer des persischen Weltreiches und des iranischen Reiches überhaupt (S. 95). Genau gesehen gelang also den Loren, oder wenigstens einer vorwiegend lrischen Koalition, was den Kurden nie möglich war – eine Reichsgründung. Und das ist gewiß keine geringe Leistung, wenn ihnen selbst auch das Reich wieder entglitt.

Auch eine zweite, bedeutsamere Tatsache bleibt noch nachzuholen. Sie führt zum *Kassitenproblem*. Denn es scheint mir nach dem persönlichen Augenschein an Ort und Stelle kein Zweifel darüber möglich zu sein, daß es sich auch bei den Kassiten um Ur-Loren bzw. eine von indogermanischen Feudalherren geführte Koalition von Leuten handelte, die wir heute vorwiegend als Loren bezeichnen würden.

Man hat allerdings *Herkunft* und Stammeszugehörigkeit dieser Kassiten oder Kassaioi, richtiger Kassu oder Kaschschi, die sich nach dem Sturz der von ihnen schon vorher (zur Zeit des Samsuiluna, Sohnes von Hammurabi) beunruhigten Hammurabi-Dynastie von etwa 1600–1185 zu Herrn und Herrschern des babylonischen Weltreiches aufwarfen, lange Zeit als völlig rätselhaft angesehen und wußte nur, daß sie nach einem Gott Kassu oder Kaschschi benannt wurden. Daher wurde auch ihr Reich, das alte Babylonien, nicht etwa nach dem innerhalb wie außerhalb verabscheuten Lulubien, sondern weithin als Kardunasch bezeichnet. Damit haben wir auch hier wieder die Konsonantenfolge K-r-d, wie sie bei den Kurden-Qurti-Karduchoi-Gordiene usw. auftritt. Und daher haben hier manche Autoren auch zunächst an Ur-Kurden und das im Altertum bekannteste Kurdengebiet, also die spätere assyrische Kurdenprovinz Zamua oder das heutige Iraqisch-Kurdistan gedacht, das zunächst dazu durchaus legitimiert erscheinen mußte. Andere lokalisierten vorsichtiger und allgemeiner in die Gegend der Kermanschah-Straße und kamen damit den tatsächlichen Verhältnissen schon näher, ganz abgesehen davon, daß hier sowieso das beste und geradenwegs auf Babylon zielende Ausfallstor aus den Bergen vorliegt, weshalb eben hier an der Kreuzung mit der Tigrisachse auch immer eine bedeutende Stadt lag.

An diese große Querung der Zagros-Barrieren war aber schon deshalb zu denken, weil der eigentliche Impuls, der diesmal die Bergstämme in Bewegung setzte, selbst von außen kam, also irgendwie von Osten oder Nordosten. Zwar sind die kassitischen Königsnamen z. T. auch japhetitischer Prägung und stehen besonders dem Elamitischen nahe, zum anderen Teil aber auch indogermanisch, und so auch einige ihrer Götternamen (vgl. Maruttasch = ind. Marut, Schuriasch = ind. Surya, Buriasch = griech. Boreas u. a.).

In Babylon nahm dann der Kassitenkönig den Titel an « König von Kaschschi und Akkad, König der weiten Länder von Babylon, König von Padan und Alaman, König der Länder von Guti ». Als erste werden also die eigenen Leute in Loristan genannt, die damit durchaus mit in das Großreich einbezogen werden, als letzte die Guti, die stammverwandten Zagros-Völker im Norden. Der Schluß aus all dem kann nur sein, daß zagrische Bergvölker unter Führung oder mindestens starker Beteiligung einer indogermanischen Oberschicht in Frage kommen. Dies um so mehr, als zu etwa gleicher Zeit und also um Beginn des 2. Jt. noch zwei andere und wohlbekanntere indogermanische Nomadenstämme aus den Steppen von Turan vorbrachen, das offenbar längere Trockenperioden zu durchstehen hatte. Das waren die Mitannäer und Hethiter, welch letztere durch ihren weit vordringenden Raubzug von ~ 1600 v. Chr. Babylon überhaupt erst sturmreif für die befreundeten Kassiten machten (S. 17). Für das weitere verfügten diese dort ihrerseits ja, wie wir sahen, schon hinreichend über eigene Agenten (S. 65). Und in allen diesen Fällen spielte die neue Waffe des von Pferden ge-

zogenen, leichten Streitwagens eine entscheidende Rolle. In der Tat tritt mit den Kassiten auch in Mesopotamien nicht nur das Indogermanische erstmalig auf, sondern auch das anfangs bezeichnenderweise noch als « Esel der Berge » benannte Pferd.

Im übrigen aber ist die Zeit der Kassiten in der babylonischen Geschichte nicht minder undurchsichtig, wie die der stammverwandten mitannischen Hyksos in der ägyptischen. Hier wie da hat der Volkshaß die Zeugen einer verabscheuten Fremdherrschaft gründlich beseitigt, so daß wir praktisch ohne kassitische Schriftdenkmäler dastehen. Natürlich verhinderte diese Lage seinerzeit nicht, daß sich während deren Machtzeit babylonische Elite und Pseudoelite, daß Adel, Patrizier und Bankiers, daß sich Militärs, Kaufleute, Gastwirte und die mondänen Kreise, Damen und Dämchen um die Gunst der allmächtigen Führerkaste bemühten, und daß diese selbst hier – wo weit mehr Zeit als den mitannischen « Hyksos » in Ägypten zur Verfügung stand – schließlich auch weitgehend babylonisiert wurde.

Nun wird niemand annehmen wollen, daß die Eroberer einer wenn auch angeschlagenen, reduzierten und heruntergekommenen Weltstadt, die sich für fast ein halbes Jahrtausend und länger als irgendeine andere Dynastie dort halten konnten, nur eine Handvoll zu günstigem Augenblick vorbrechender zagrischer Halbnomaden oder barbarischer Turanier gewesen sein könnten, wie es die babylonische Greuelpropaganda vorzutäuschen sich bemühte. Solche waren gewiß dabei, und die Kassitenzeit wurde dadurch zum « dunklen Mittelalter » Babylons, politisch wie kulturell. Aber die Führerschicht war offensichtlich schließlich in der Lage, ein so kompliziertes wirtschaftliches und politisches Gebilde, wie es eine Weltstadt und ein Großreich darstellen, auch auf die Dauer zu meistern. Dazu gehörte außer Organisation und Mut aber auch Kultur, d. h. eine gemäßige strategische, wirtschaftliche und geistige Aufgeschlossenheit.

Die Zeugen dafür halten wir heute in unseren Händen. Das sind die bewundernswerten *Bronzen* aus den Gräbern in Loristan, genauer: einem bestimmt umschriebenen und keineswegs großen Gebiet des eigentlichen Klein-Loristan (44). Es liegt genau gegenüber von Babylon. Gerade hier und nur hier fanden sich kunstvolle Figürchen, reich geschmückte Zügelringe, Trensenscheiben, bossierte Scheibennadeln, vielgestaltige Streitäxte, Dolche, Werkzeuggriffe, pompöse Gefäße und vielerlei Schmuck wie Arm- und Siegelringe, die bevorzugt mit Gilgamesch-Motiven, Löwen, Steinböcken, Vögeln usw. geschmückt sind und einen weit überdurchschnittlichen Kulturherd repräsentieren (Abb. 26).

Ihre Verfertiger waren also alles andere als Barbaren. Sie standen zwar in ihrer, wie wir sagten, Dreireiche-Ecke unter dem Einfluß dreier und besonders des babylonischen Reiches. Und sie zeigen auch eine *Entwicklung*, die schon wohl um 2000 zunächst mit plumpen, aber bereits naturnahen Wiedergaben beginnt, um in vielerlei leider angesichts des wüsten Gräberraubes nicht mehr genau zu fassenden Stilentwicklungen bis zu einem Höhepunkt zu gelangen, der wahrscheinlich erst *nach* dem Zusammenbruch der Kassitenherrschaft in Babylon 1185 v. Chr. erreicht wird und im 7. Jh. noch einmal einen Aufschwung erfuhr (S. 94). Eine immer stärkere « Babylonisierung » dieser Kunst kann also nicht überraschen. Es wurde dabei jedoch auch der babylonische Stil seinerseits beeinflusst, sozusagen elamisiert und auch abstrakter. Das zeigen die leider nur sehr wenigen erhaltenen kassitischen Denkmäler deutlich, so besonders die merkwürdige Tempelfassade des Königs Kara-Indasch in Ur (1450 v. Chr.) (45). Daß aber auch noch lange

nach der kassito-babylonischen Glanzzeit Kassiten im Zagros lebten, wissen wir z. B. aus dem 9. Jh., wo Schalmeser III. im Lulugebiet einen Iansu, d. h. kassitisch « König », erwähnt oder aus dem 7. Jh., wo Sanaherib über die Kermanschah-Straße « gegen die Jasubigallai und Reste der Kassiten » marschierte, und wissen es durch Alexander des Großen Angriff gegen sie und schließlich auch (im Gegensatz zu älteren Annahmen) durch einige schöne Bronzen unzweifelhaft schon hellenistischen Gepräges.

Interessant ist dabei, daß gerade das prunkhafte *Pferdegeschirr* keineswegs selten enge skythische und turanische Anklänge erkennen läßt, was ein so glänzender



Abb. 26: *Bronzenes Geschirr-Zierstück* der Kassitenkultur. Pferde und Pferdeschmuck spielten eine große Rolle (H. H. v. D. OSTEN '56)

Kenner wie *Rostovzeff* natürlich sofort sah (46). Das bedeutet aber, selbst wenn sie erst in der Spätzeit deutlicher heraustreten, zugleich indogermanische Beziehungen, die sich demnach mit den von Anfang an indogermanischen Königs- und Götternamen der Kassiten decken. In die gleiche Richtung weist die wahrscheinlich kultische Verehrung des Pferdes, dem gelegentlich beigabenreiche und kunstvolle, richtige Gräber gebaut wurden.

So kann man, um zusammenzufassen, keine andere *Folgerung* ziehen, als daß das Volk der lorientischen Bronzen mit den Kassiten identisch ist, und daß diese eine ur-lorische Koalition unter einer turanisch-indogermanischen und daher wohl auch teilweise noch nordrassischen Oberschicht war. Nichts wäre daher aufschlußreicher, als eine Serie von Schädeln, die man aus den nach Periode und Status verschiedenen Gräbern und Sippengrüften eben dieser Oberschicht zu bergen in der

Lage wäre. Aber das war wohl eine allzu verwegene Hoffnung angesichts des wilden Raubbaus, der im schwer zugänglichen Loristan von Unberufenen betrieben wurde.

Überraschend mag bei dem allen allerdings zweierlei erscheinen. Einmal die *enge Umgrenzung* des Gebietes der, sagen wir klar Kassitenbronzen, dann dessen *abseitige Lage*. Denn die Gräberfelder beginnen keineswegs schon in Harsin, nach dem teilweise die neuen im Althandel seit 1928 auftretenden Funde zunächst als Harsinbronzen bezeichnet wurden. Dieses kleine Lehmstädtchen war vielmehr nur der Umschlagsplatz für die fürchterlich plündernden armenischen und jüdischen Händler. Erst einige 20 km südöstlich von Harsin, aber immer noch im Kurdengebiet, treten die ersten Gräberfelder auf, reichen bis an das (heute gleichfalls kurdische) Nahavand heran, dessen Tepe Gian in seinen ältesten Schichten eindeutige Beziehungen zu der Kassitenkultur aufweist, und besitzen ihr Hauptgebiet überhaupt erst südlich der Straße Harsin-Khoramabad. Das ist das eigentliche Pisch-e Kuh mit den Landschaften Tarhan und Hulailan. Es findet seinen natürlichen Abschluß am Riegel des Kabir-Kuh.

Schon in den dreißiger Jahren waren wohl mehr als fünfhundert Gräberfelder durchwühlt worden, wie die Berichte von GODARD und der famosen Freya STARK zeigen (47). Die volks-, aber nicht landfremden Händler, durch willig gebotenen Tribut gesichert, erwarben die Bronzen für lächerlich geringe Summen (1928 wurden die ersten sogar nur gegen Zuckerbrötchen in Harsin eingetauscht), erzielten aber auf dem internationalen Markt in Kürze höchste Preise. So begannen auch die Loren selbst alsbald jedes erreichbare Gräberfeld – immer nahe Quelle und Siedlungsresten – wieder und wieder mit Grabstöcken aufzubrechen und dabei mit exquisiter Gründlichkeit zu zerstören. Als eigentliches Zentrum ist das Tarhan im Seidmerreh-Becken anzusehen. Das ist ein sehr kleines Gebiet. Es läßt auf einen starken Abschluß der eigentlichen kassitischen Adelsgeschlechter und ihrer Leibeigenen schließen, sozusagen auf eine konzentrierte Zwingburg, von der aus auch die übrigen abhängigen Stämme jederzeit in Schach gehalten werden konnten. Unter diesen mögen im Nordosten wohl auch gar nicht wenige gewesen sein, die sich heute Kurden nennen.

Dann die *abseitige Lage*. Die reichen Becken der «nysäischen Gefilde» um Kermanschah, selbst auch Hamadan und Nahavand, lagen an der unvermeidlichen Durchgangsstraße, waren immer relativ dicht besiedelt und daher relativ selbständig, aber auch leicht angreifbar. So mögen einem vorrückenden turanischen Nomadenstamm die südwärts liegenden Becken wohl zunächst leichter erreichbar, dann später aber auch leichter zu verteidigen erschienen sein. Der dortige Bergriegel gegen Babylon ist, wie wir schon wiederholt zeigten, besonders stark, und das Seidmerrehbecken selbst ist auch gegen die Heerstraße hin verhältnismäßig leicht zu verteidigen. Bis zu Schah Abbas dem Großen (1588–1629), und nicht selten auch noch später, hat daher dort jeder Passant mehr-minder gutwillig den Anrainern seinen Zoll entrichten müssen, selbst die Achämeniden und Alexander der Große.

Das Tarhan wurde zur *Naturfestung*. Aber die Verbindung der Zurückgebliebenen mit den babylonischen Herren wurde ebensowenig je abgebrochen, wie die z. B. der karthagischen Vandalen und Alanen mit ihren schlesischen Stammesgenossen. Ins Tarhan zogen sich die kassitischen Reste nach der Katastrophe denn auch wieder zurück, und dort (wohin sie wohl beizeiten schon den größten Teil ihrer «Devisen» verschoben hatten) blühte gerade *danach* – und nicht ohne Zu-



sammenhang mit einem jüngeren skytho-arischen Nachschub – ihre Bronzekunst in aller ihrer unverkennbaren Eigenart und Stilsicherheit um so besser weiter, dies bis in hellenistische Zeit.

Über die alten historischen und kunstgeschichtlichen Belege hinaus aber zeigt auch heute noch die Landschaft selbst mit ihren zahlreichen *Siedlungshügeln und Ruinen*, daß hier in diesem zugleich geschützten wie immer noch relativ wirtschaftlichen Winkel bis ins Mittelalter hinein eine kultiviertere Bevölkerung saß. Der Block der Kassiten war also eine selbsthafte Bevölkerung, wie immer auch die führende Adelsschicht am gesunden, freien und vornehmen Nomadentum festgehalten haben mag. Es scheint sogar, als ob sich hier auch die letzten Reste der sassanidischen Zoroastrier noch lange hielten, denn die Erinnerung an sie ist unter der heutigen Bevölkerung durchaus lebendig. Diese hat daher auch nicht das geringste gegen ein Untersuchen der Ruinen oder Öffnen der alten Gräber einzuwenden, denn es handelt sich ja um Relikte der Ungläubigen, der Feueranbeter, Sektierer und Heiden, deren Skelette noch nicht gegen Mekka gerichtet sind. Ihrem bescheidenen Geist und Wissen wird dabei nicht bewußt, daß es sich um die letzten Reste der Besten ihrer eigenen Vorfahren handelt.

So ergibt sich, um wieder *zusammenzufassen*, zum vorliegenden Kurden-Kassitenproblem das folgende. Einmal ist der Begriff Kurden der weitaus umfassendere gegenüber der verhältnismäßig modernen, aber nicht unberechtigten, völligen Abtrennung des Namens der Loren. Sodann erweist sich das Gebiet der sog. Loristan- oder Harsin-Bronzen heute nur vorwiegend als lorischer, aber im Norden und Osten auch kurdischer Stammesboden. Dieses ganze Bronzegebiet des Pische Kuh muß sowohl als Ausgangs- wie Rückkehrland der kassitischen Eroberer und jahrhundertelangen Herren von Babylon angesehen werden. Man bezeichnet die Bronzefunde aus der Naturburg von Klein-Loristan daher am besten als Kassitenbronzen. Das biologische Erbe dieses Eroberer- und Kulturvolkes lebte noch bis an die Grenze der Neuzeit in einer sog. südkurdischen und lebt heute vorwiegend, aber nicht ausschließlich unter den eigentlichen Loren des westlichen Klein-Loristan weiter.

Diese notwendigen Klärungen und Einschränkungen schmälern natürlich in keiner Weise Ruhm und Bedeutung der Kassiten, noch Bedeutung und Interesse der Loren. Denn nach wie vor wäre nichts interessanter und aufschlußversprechender als eine systematische anthropologische Erhebung bei diesen letzten Nachfahren eines der bedeutendsten Eroberervölker des orientalischen Altertums. Und daher schauen wir mit nicht geringer Spannung unserer Exkursion durch **die alte kassitische Landschaftsburg** und unserer Fahrt ins lorische Khoramabad entgegen.

XVIII

Aus der an 100 km langgestreckten Beckenreihe der «nysäischen Gefilde» zweigt 30 km östlich Kermanschah ein gar nicht schlechter Autoweg südöstlich in das *Lorengbiet* ab, also kurz vor Bisutua und seinem berühmten Felsrelief des Dariusch, und nach weiteren 20 km allmählicher Steigung in geröllkahler und felsenstarrender Landschaft wird das winzige Lehmstädtchen Harsin in 1500 m Höhe erreicht.

Es liegt überhaupt noch im Kurdengebiet. Doch am Weg ostwärts bezeichnen sich einige Leute schon als Kurdenloren. Kurdensprache und Lorensitten überschneiden sich also gelegentlich im Grenzgebiet. Im Garten der recht stattlichen Gendarmeriestation werden wir von dem uns begleitenden Polizeihauptmann – er wurde bereits auf S. 44 erwähnt – mit Hühnchen, Plo (engl. « Pillaw ») und exquisiten Früchten reichlich bewirtet, aber am nächsten Morgen wird er von Madschid abgelöst. Hier endet sein Revier. Wie eine kleine Oase liegt das wasserreiche, uralte Städtchen (5000 Einw.?) – teilweise noch auf seinem alten Siedlungshügel und nahebei die Reste eines Sassanidenschlößchens – in breiter Mulde, vom Kranz der kahlen Gebirgsketten umgeben. Diese sind im Südosten schon von den Itiwand-



Abb. 27: In der *kassitischen Hochburg* sind die Berge heute kahl, in ihren Talmulden liegen die klassischen Gräberfelder, auf deren eines der Reiter weist (Phot. v. E.)

loren besetzt. Aber Kurden reichen auch noch bis zu dem nächsten größeren Landjägerposten in Nurabad, gut 40 km weiter.

Die alten *Gräberfelder* setzen schon eher ein. Bereits vor dem Posten von Haft-Tschischmeh (« Siebenquell ») hören wir, daß einige von ihnen ziemlich abseits nördlich und südlich der Straße liegen sollen. Bei den paar Hütten der Station – das Kurdendorf selbst liegt auf der anderen Talseite – bietet ein Mann unter diskret-freundschaftlichem Früchteaustausch auch heimlich einige (uninteressante) Bronzen an. Denn offiziell ist der Handel mit Altertümern verboten, und die Landjäger streichen immer dicht um den Wagen. Auf den Zauberschein der chefpolizeilichen Empfehlung hin holen sie jedoch sofort einige Pferde zum Besuch eines Gräberfeldes bei dem Weiler Sargaron, der 1 km südlich liegen soll. Wir ziehen aber deren 6 und insgesamt 4 Stunden durch die brütend heiße Landschaft. Vegetationslose, ausgelaugte Skelettböden und kahle Berghalden, soweit das Auge reicht! (Abb. 27.) Keinen Augenblick aber lassen mich (trotz Enteritis) die be-

gleitenden Kurden allein. Das einsame Land ist zu unsicher. In einer Mulde sickert eine winzige Quelle, bei oder unter Sargaron dürfte der Kassitenhof gelegen haben, und gegenüber taucht tatsächlich eine wie umgepflegt wirkende Parzelle auf. Sie ist schon Dutzende von Malen mit Stacheln und Stöcken durchwühlt worden, und jede Hoffnung auf Schädel erweist sich als illusorisch. Es stecken nur noch zahlreiche Knochensplitter zwischen dem Geröll. So sähe es überall aus, meinen unsere Begleiter. Eine Handvoll bronzener Pfeilspitzen werden zu mäßigem Preis angeboten, und natürlich bezahlen wir erst in Haft-Tschischmeh, denn draußen zeigt man kein Geld. In Kermanschah und Harsin werden dagegen für allerdings inter-



Abb. 28: Ein Dorf wie eine Festung im räuberischen Pisch-e Kuh, wo Sicherheit erste Sorge ist (Phot. v. E.)

essantere Stücke horrende Heimlichkeitspreise gefordert. Das ist der ganze Erfolg eines dehnbaren und leicht zu umgehenden Verbots.

Bis zum Abend erreichen wir über einen flachen Paß bis 2000 m Höhe, an dem erstmalig ein wenig schütteres Eichengebüsch auftritt, gerade noch vor Dunkelheit Gendarmerieposten und Teehaus von *Firuzabad*. Ein großes Lorendorf – oft sind sie festungsartig gebaut (Abb. 28) – liegt gegenüber am Hang. Wir stehen jetzt am Rand des fruchtbaren Hochplateaus von Alishtar. Merkwürdig ausgestorben und zerfallen wirkt der große Gebäudekomplex, an den wir uns sicherheitshalber ganz dicht heranstellen sollen. Nur im Hauptbau sind einige Räume notdürftig hergerichtet worden. Alles andere ist zusammengefallen, auch die hohe Mauer, die einen weiten und arg verschmutzten Hof umschließt, der einst wohl der Garten war. Das dürfte demnach eines der festen Schlösser sein, die der seiner Zeit allzu mächtig gewordene Dilfan-Lorenhäuptling Mir Ali Khan von Alishtar

in den zwanziger Jahren errichten ließ. Sie wurden zerstört, nachdem er – durch einen armenischen «Freund» heimtückisch verraten – umgehend als Rebell in Khoramabad gehenkt wurde (48).

Am nächsten Morgen erreichen wir die kleine Stadt *Khoramabad* selbst. Reizvoll liegt sie in ihrem engen Talkessel, von einem uralten zentralen Burgkegel überragt, zu dessen Füßen sich die Gäßchen des Basars scharen. Standespersonen sind nicht zu erreichen. Ziemlich still liegen die Budenreihen der Innenstadt, und müßiges Volk und viele Soldaten stehen auf den schönen makadamisierten Avenüen herum, die mit ihren offiziellen Gebäuden und Villen rings um den Ort (von etwa 20 000 Einw.) ziehen. Es ist Feiertag. Um so mehr strahlt er seine Bedeutung als Hauptstadt des Lorenlandes aus, die er wohl schon – wie der große Schutthügel im Süden nahelegt – zu Assurs Zeit war und seit den Arabern und Schah Abbas wieder nominell und seit Reza Schah auch faktisch ist.

Von hier aus sollen die Loren möglichst «*zivilisiert*», d. h. vor allem zu fester Ansiedlung veranlaßt werden. Aber mehr noch als die Stämme selbst widersetzen sich dem Landschaftscharakter und Wirtschaftsform, und je mehr ein politischer Erfolg errungen wird, desto mehr sind Verarmung und Proletarisierung zu gewärtigen. Bei den Kurden ist es ähnlich. Dieses Land mit seinen großen Höhen- und Klimaunterschieden ist kein reines Bauernland. Ohne Herden und wenigstens Halbnomadentum kann die Bevölkerung nicht existieren, und ein allzu rascher Bruch mit dem Überlieferten birgt zudem beträchtliche und unvermeidliche Bedrohungen für Gesundheit und Leben. Man freut sich daher, neben den weißen Käppchen und großen Turbanen der Loren sogar noch ein wenig altpersische Tracht und auf Schritt und Tritt die Zeugen eines regen Warenaustausches zwischen Städtern und Viehzüchtern zu sehen.

Wir fahren über die alte Brücke, die angeblich noch aus der Achämenidenzeit stammen soll, denken an die Reiterheere des elamischen Ellipi, das hier lag, und die Atabaks von Klein-Loristan, die hier Jahrhunderte lang residierten, und fragen uns, ob der Name des soeben überschrittenen Fließchens Kasch-gan Rud (wie Sar-e Kascht) nicht noch das Andenken an die Kaschschi, die Kassiten der Griechen bewahrt. Sein Lauf zielt geradewegs ins zentrale Pisch-e Kuh, in das weite Becken des Seidmerreh, und hier zweigt daher auch heute noch die Straße nach Tarhan ab, die uns Zeitmangel verwehrt.

Es gelingt aber, einen befreundeten, magenkranken Getreidehändler aufzustöbern, der von dem Führer einer Sagwand-Lorensippe eingeladen wurde und zu sofortigem Start sehr gern bereit ist. Er führt uns abseits der Straße über Wege, die diesen Namen nicht verdienen, dann quer über mit Eichengebüsch bestandene Bergsporne an 30 km südostwärts, und nach vielem, nicht immer unbedenklichen Auf und Ab wird schließlich das Lager gefunden. Diesmal handelt es sich um *Halbnomaden*. Ihr Dorf Neschidschan passierten wir an einer äußerst fragwürdigen Brücke einige 8 km vorher. Sie gebrauchen auch keine Zelte mehr, sondern Laubhütten, die im heißen Sommer kühler sind. Das Inventar ähnelt dem der Kurden zum Verwechseln, die Kleidung ist verwahrlost. Es werden Teppiche ausgebreitet, der unvermeidliche Tee kommt, und unser freundlicher und etwas ängstlicher Getreidehändler, grau und still vor Magenbeschwer und Anstrengung, wirft sich in stummer Emsigkeit auf die spießgebratenen Hühner. Ich habe noch nie von jemanden, ob magenkrank oder nicht, derartige Mengen von Hühnern in solcher Geschwindigkeit verzehren sehen. Dann photographieren wir Typen und Lager (Abb. 29a–b, 30), was einiges Zögern und Sorge hervorruft – nicht wegen des



Abb. 29: a-b: *Sippenchef und Gefolgsmann der Sagwand-Loren*. Feiner iranider Schlag
(Phot. v. E.)



Abb. 30: *Sommerlager balbnomadischer Sagwand-Loren*. Madschid und der Verfasser als
Gast des Häuptlings (Phot. A. KANDLER)

harmlosen Apparats, sondern wegen der bedenklichen Identifizierungsmöglichkeit bei Meinungsschwierigkeiten mit der Polizei.

Noch am gleichen Abend sind bei liebenswürdigster Bewirtung der Oberbürgermeister Mohamed Hussein Khan *Hassanfari* und sein Bruder, der Senator Ali Mohamed Khan *Hassanfari* (W. O. DOUGLAS '54: 132 ff.: Ghasanfari) zu jeder Hilfe bereit, obgleich ihnen anthropologische Studien offensichtlich restlos unverständlich sind. Und nachdem jede Einzelheit für den nächsten Tag besprochen worden war, wurde in vollendeter Courtoisie der erlösende Vorschlag unterbreitet: morgen gehen wir zum Fischen und übermorgen zu einem Festessen, das Sie keinesfalls versäumen dürfen. Wir einigen uns dann auf der Mittellinie, einem Jagdausflug mit Loreneinlage. Diesmal geht es 30 km südwärts. Der Hinweg ist nicht übel, der Rückweg mit allerhand Verirrungen in der kleinen Talebene aber recht abwechslungsreich. Zwar sind die ausgetrockneten Felder noch mit 50 km zu nehmen, aber enge und tiefe Kanälchen, die dem Jeep des Bürgermeisters Mühe machen, verhelfen unserem kleinen DKW-Glaspalast zu bedenklichen Schlagseiten und dann zu restloser Bewunderung.

Hoch in den Bergen und nahe den Meilern eines Lorendorfs – die Holzkohle wird von hier oft tageweit von Eseln oder kleinen flinken Ochsen zu Tal und Stadt gebracht – bereiten an starker Quelle und unter ein paar richtigen Bäumen befreundete *Sagwand-Loren* köstliche Spießhühner. Der Vegetationstypus mit gelegentlichem und stets schütterem Eichen-Niedergebüsch gemahnt bereits an das gebirgige Bala Girich, das sich als dritte loristanische Landschaft von hier aus südöstlich gegen Khusistan erstreckt (49). An Jagd denkt niemand. Die Gewehre sind nur «für alle Fälle» da. Eine Reihe Typenphotos von Männern ist das ganze Ergebnis des Tages, die Frauen, immer halbversteckt hinter den Rohrwänden der schwarzen Zelte und weniger aufgeschlossen als die Kurdinnen, wollen nicht. Zur Nacht beziehe ich wieder unseren Wagen inmitten des blumenübersäten Gartens am villenartig eleganten Rathaus, Polizist «für alle Fälle» daneben, und die anderen die vornehmen Gastzimmer im 1. Stock.

Es ist deutlich geworden, daß eine solide Serienarbeit nur nach mehrtägigem Aufenthalt zu erreichen wäre. Schon sind 4 Tage verbraucht und der erbetene Besuch des Schah-Khans der Kalhor nicht mehr möglich. Unterwegs auf der Rückfahrt läßt ein famoser Lorenjunge ins nahe Dorf ein – die Eltern würden gewiß einen Hammel mit ganz dickem Fettschwanz schlachten –, und Madschid meint höchst zweckmäßigerweise beim Passieren eines lorischen Nomadenlagers, daß wir doch einfach einmal hineingehen sollten. Das ist unmöglich, beides hätte zwei Tage gekostet.

Immerhin hat dieser kurze Besuch mit seinen vielen Begegnungen gezeigt, daß die hiesigen *Loren* eine typologisch von den kalhorischen Nomadenkurden recht verschiedene Population darstellen. Der Unterschied liegt wohl vor allem an einem gewissen *mediterranden* Gehalt bei den *Loren*. Daneben finden sich zwar auch viele iranide Typen und einige alpinide Pykniker. Die auffallende Grazilität des Körperbaus und die feineren und regelmäßigeren Züge jedenfalls weisen auf einen eigenen Gau- oder Stammestypus hin. Fuchsgesichter mit flinken Augen mag man treffen, seltener aber Geiergesichter mit trotzigem Blick wie bei den Kalhor. Meist überwiegen Langköpfigkeit, Gradnasigkeit und mäßige Körperhöhe, nur die oberste Schicht zeigt auch häufig Hochwuchs. Dieses Mediterranide äußerte sich in den Lagern wie bei den Begegnungen in den kleinen Taldörfern und den ziehenden Nomaden der Landstraße, und nicht zuletzt bei den stattlichen und

lebendigen, in der Jugend mitunter etwas zu stark interessierten Vertretern der Oberschicht. Denn auch diese entspringt ja letzten Endes dem Lorentum. Obwohl also die Kleinloren als besonders wilde und gefährliche Burschen gelten, unzuverlässiger und räuberischer als die Kurden und auch selbst darauf stolz sind, zeigen sie viel gemäßigtere Typen.

Dabei wird aber wieder deutlich, daß die *Angesiedelten* häufiger disharmonische Züge tragen und die richtigen Nomaden jeweils eine einheitlichere Typologie aufweisen. Hier liegt die Richtung sozusagen auf bäuerlich-derb und Mischung hin, dort auf reiterlich-wild und Sippeninzucht. Orientalide Einschläge, wie sie das einzige vorhandene Vergleichsmaterial von H. FIELD aus dem Puscht-e Kuh zeigt (wenn dieser auch selbst nach angelsächsischer Art keine Notiz davon nimmt), treten hier überhaupt nicht auf. Das Pisch-e Kuh, das Zentralbecken der Kassiten, ist zu weit von den mesopotamischen Ebenen entfernt und zu stark abgeriegelt, und der Stammesabschluß verhindert ein Weitersickern der sowieso nur mäßigen Imprägnation.

5. Meder, Perser und iranische Akkulturation

XIX

Zurück in Kermanschah, können wir gerade noch zwei Besuche in drei Kurden-dörfern nördlich der Stadt einschieben, die Herrn Madschid *Askareian* selbst gehören. Sie liegen noch in der Ebene von Kermanschah. Die Leute sind typische *Dorfkurden*, stark gemischt, bäuerlich und leicht proletarisiert, mehr Landarbeiter als Bauern (Abb. 31 a-b). Als Pächter leben sie auf ihren kleinen Lehnhöfen, entrichten ihre Abgaben in Naturalien, und der Besitzer hat seinerseits dafür für die meist sehr altertümlichen Ackergeräte und für soziale Einrichtungen – ein Dorf hat eben ein neues Badehaus bekommen – zu sorgen. Er stattet auch die Feiern, besonders die Hochzeiten aus, an denen natürlich das ganze Dorf und die halbe Nachbarschaft teilnimmt. Das Vergnügen ist also teuer, aber nur für den Landbesitzer. Ganz schwierig sind schlechte Jahre für die Besitzer oder selbständigen Dörfer, die dann in Abhängigkeit von den armenischen und jüdischen Wucherern geraten. Das erste Dorf Omarmel besitzt noch eine mächtige alte Sperrburg (Abb. 32). Aber auch die andern weisen jeweils mindestens einen großen und gut verrammelbaren Hof auf. Dahinter drängen sich Lehmwand an Lehmwand die engen Gäßchen. Der schönste Hof gehört immer dem Ortsschulzen, meist ist auch ein besonderer Lehm-bau für den temporär anwesenden Besitzer vorhanden (Abb. 33). In oder vor ihm nehmen wir Dorf um Dorf unsere Untersuchungen vor.

Am interessantesten aber war die *Bauweise* bei einem vierten Dorf, Firuzabād, das wir 100 km östlich und ganz nahe bei dem ruinenreichen sassanidischen Kangawar besuchten. Hier bildete die ganze Siedlung, die auf ihrem eigenen alten Schutthügel hockt, einen einzigen Komplex mit fensterlosen Außenmauern und turmartigen Eckbauten (wie das auch sonst recht häufig ist), aber statt auf Gassen, wurde hier über die flachen Dächer der Häuser selbst der Verkehr geleitet. Treppchen, Leitern und schmale Durchlässe helfen in die Höfe dieses menschlichen Bienenstocks hinunter, drinnen sind alle mit allen verwandt. Das ist vor allem deshalb interessant, weil sich hier eine wirklich uralte Bauweise erhalten hat. So zeigt das von E. HERZFELD (50) bei Persepolis aufgedeckte, noch friedlich-waffenarme, steinzeitliche Dorf aus dem Beginn des 4. Jt. v. Chr. eben diesen Typus.

Im Innern findet sich wie sonst das typische kurdische *Inventar* abzüglich der bei den Nomaden oft prunkhaften Geschirre (mit den massigen und eingelegten alten Steigbügeln, die ein Anschlagen der Füße an den Felsen verhindern), aber zuzüglich sehr altertümlicher ackerbäuerlicher Holzutensilien, und natürlich einige Basarware. Dumpf hören wir bei Inspektion und Mahl die Schritte der zwei- und

vierbeinigen Verkehrsteilnehmer über uns hallen. Gewisse Schwierigkeiten sollen sich hier allerdings nach Regen- wie Schneefällen einstellen. Es tropft, man kann auch gegebenenfalls unfreiwillig im Innern landen. Und da auch die übliche Holzkohleglut am Boden nur eine sehr einseitige und begrenzte Wärme spendet und das (schon komfortablere) Schlafen auf mäßig dicken Rollmatratzen auf dem Bodengang und gäbe ist, wird leicht verständlich, daß Rheuma – übrigens in allen iranischen Kreisen – geradezu als Nationalkrankheit gelten kann.

Für eine stichfeste Analyse sind die gewonnenen Maße und Bilder an 40 Leuten natürlich nicht ausreichend. Aber sie deuten auch hier wieder gewisse Richtungen im Aufbau der Population wenigstens schon an. Und wichtiger noch: sie geben



Abb. 31a-b: *Dorfschef und Bauer bei sesshaften Kalhor-Kurden.* Man beachte die sozialtypischen Unterschiede der beiden Männer unter sich und zu den Nomadenkurden (Phot. v. E.)

erste Hinweise auf Rolle und Eigenart jenes für Iran kennzeichnenden Typus, den wir provisorisch – und darin alten und neuen Vorgängern folgend (51), – schon bisher als den *iraniden Typus* bezeichneten (Abb. 34a–b). Meist wird er als ein spätes Fortentwicklungsergebnis, eine Abspaltung der Protomediterranen und somit quasi Bruder des Orientaliden angesehen. Aber seine Haarigkeit, Großnasigkeit, Mittelwuchs und Bräune finden sich auch bei den Armeniden. Die Stellung der Iraniden in der Formenkettenfolge der orientalischen Hominiden ist also noch nicht ganz klar. Der differentialdiagnostische, unterscheidende Stichscheid liegt dabei vor allem bei Kopfindex, Nasenform und Körperbau. Denn Kurz- und Langköpfigkeit, Kolben- oder Hakennase und die Neigung zu leptoder brachysomen Proportionen setzen die auffälligsten Unterschiede zwischen armenid und orientamid. Schon erwähnten wir die Geiergesichter bei Kurden und



Abb. 32: Die Burg von Omarmel bei Kermanschah sperrte einst den Türken den Zugang zum Hochland (Phot. v. E.)



Abb. 33: Ein Wohnraum im Landsitz. Teppiche statt Möbeln, links Madschid und Bruder auf Bettrolle (Phot. v. E.)

Klein-Loren bereits hinreichend, eine Neigung zu pyknischem Wuchs konnte dabei aber nur wenig und bei Nomaden schon fast gar nicht festgestellt werden, und mit einer gewissen Spannung war daher dem Ergebnis bei dem dritten Hauptkriterium, dem Kopfindex entgegenzusehen.

Und da zeigte sich: *Zeltkurdenmänner* weisen 74,4, Frauen 76,9 auf, bei den *Dorfkurden* steigen diese Werte in Mehtiabad auf 76,5 und in Dustawand auf 77,2. Damit stehen Mittel von 74,4 und 76,8 den Mitteln um 88 bei richtigen Armeniden und auch Bachtieren gegenüber. Die vielfach gemeldete und rätselhafte Mittelköpfigkeit für Kurden liegt also gerade zwischen den beiden reinen Extremen und legt die Vermutung nahe, daß sich die Untersucher mit Dorf- oder wenigstens Mischkurden begnügt hatten. Und damit neigt sich die Entscheidung für Herkunft und Verwandtschaft des iraniden Typus schließlich doch den Mediterranen und Orientaliden und nicht den Armeniden zu. Das müßte natürlich noch regional und ana-



Abb. 34: *Iranide einst und heute*. a: Perser aus der Palastgarde des Kaisers Dariusch in Persepolis. b: Ein heutiger Iraner aus Kermanschah. Alle drei von feinem iranidem Typus

lytisch ausgebaut, begrenzt und gesichert werden, und zwar nicht nur bei Zagrosbewohnern, sondern auch den eigentlichen Persern selbst. Gilt doch auch gerade für sie der Iranide als Kerntypus, so sehr auch zahlreiche andersrassige Einschläge und wohl überhaupt eine mediterranide Basis eine Rolle spielen. Das Gewonnene deutet jedenfalls darauf hin, daß die typologischen Übereinstimmungen zwischen Ostkurden und Westpersern auf ein gemeinsames Element zurückzuführen sind, und daß demnach der sprachliche und stammesmäßige Zerfall der Westiraner insgesamt wahrscheinlich vom biologischen Standpunkt aus nur als eine äußerliche, historisch-kulturelle Folgeerscheinung zu werten ist.

Auch die vielumstrittenen sog. *Vogelgesichter* der altsumerischen Denkmäler finden damit eine naheliegende Erklärung. Denn schon A. KEITH (52) hatte auch an dem Schädelmaterial aus Ur (Al Ubaïd) vom 3. Jt. v. Chr. grobe Langschädel mit stark vorspringenden und S-förmig geschweiften Nasenbeinen festgestellt, also eben «Vogelgesichter». Und da deren Träger noch in den japhetisch-kaspi-



Abb. 35: *Reibenaufnahmen an Dorf Kurdinnen aus der Gegend von Kermanschah (Phot. v. E.)*



Abb. 36: *Breitgesichtiger und schmalgesichtiger iranider Typus bei Dorf Kurdinnen aus obiger Gruppe (Phot. A. KANDLER)*

schen Sprachkreis und vor die Zeit der Semitisierung von Sumer fallen, schließen sie sich auch sprachlich an die alten Zagrier an. Beides deutet darauf hin, daß die ältesten Sumerer als Zagrier angesehen werden können, d. h. also als iranide Ur-Loren, die in den südmesopotamischen Ebenen in dem Maße nachrückten, in dem sich langsam die Schwemmböden des Südlands aus dem Golf hoben. Kein Wunder, daß Elam immer wieder versuchte, sich dieses Südland auch politisch anzugliedern.

Dabei sei nicht übersehen, daß KEITH gerade die Grobknochigkeit dieser, sagen wir kurz *Protoiraniden* betont. Denn das führt noch einmal zu dem noch recht dunklen Problem jener Grob-Langköpfe zurück (S. 25), die zwischen ausklingender Jungsteinzeit und beginnender Metallzeit im ganzen Orient auftreten und bald als protonordisch, bald protomediterranid oder protoiranid angesehen werden. Als gemeinsamer und bequemer (aber vieldeutiger) Name bietet sich hier die Sammelbezeichnung Eurafrikanide von G. SERGI (53) für eine hypothetische, langköpfige Altschicht an, aus der sich die Orientaliden, Mediterraniden und Nordiden herausdifferenzierten. Wir würden heute also sagen: eine aurignacoide Altschicht. Die türkischen Forscher benutzen diesen Namen gern, wohl gerade wegen seiner Vieldeutigkeit. In Iran tritt nun dieser Typus – und zwar schon ganz eindeutig gerade auf die Iraniden zielend, also als Protoiranide – im Fundmaterial von Tepe Hissar (bei Asterabad in NO-Iran) auf (54). Er wurde allerdings bei der Bearbeitung als solcher nicht erkannt, wie denn überhaupt gelegentliche Unklarheiten auch dadurch entstehen, daß in der englischsprachigen Literatur die Orientaliden und Iraniden oft gar nicht von den Mediterraniden abgesetzt werden, von den Prototypen ganz zu schweigen. Diese halten sich aber gelegentlich noch bis heute, bevorzugt natürlich bei verkehrsfernen Reststämmen. So trat denn in der Tat eine solche Grobkomponente auch bei den Nomadenkurden wiederholt in Erscheinung (Abb. 24). Und damit ergeben sich auch hier gewisse Hinweise, die über die oben erwähnte iranide Typengemeinsamkeit in Iran auch auf deren Ursprünge hindeutet.

Bei den kermanschahischen Dorfkurden aber scheint an der auffallenden Erhöhung des Kopfindex noch ein rassisches Element beteiligt zu sein, das in dieser Stärke von vornherein nicht zu erwarten war. Es zeigen nämlich rund 10% der Probanden einen mehr oder minder ausgeprägten *mongoliden Einschlag* (55) (Abb. 37). Man erinnert sich dabei daran, daß hier die Hauptdurchgangsstraße der auf Bagdad marschierenden Mongolenheere des Kaisers Hülägü, des Enkels Dschingis-Khans lag, und daß danach ein fester Platz wie die Burg von Kermanschah nicht ohne mongolische Besatzung bleiben konnte. Dies um so mehr, als die Stadt selbst – einst schon ein beliebter Höhenluftkurort der Khalifen, so Harun al Raschids – fast vernichtet wurde. Die Mongolen hielten aber Persien 115 Jahre unter eisernem Griff (1220–1335), und die Besatzungskinder mußten auch irgendwo untergebracht werden, auch Bauern für die Verproviantierung habhaft sein. So wird dieser Fremdeinschlag leicht verständlich. Wir sollten in Kürze ein Gegenstück erfahren, das nicht minder verständlich war, nämlich in der Gegend von Maragha in Azerbaidshan, wo Kaiser Hülägü, der Begründer der persischen Mongolendynastie, später noch lange residierte und ja auch beigesetzt wurde. An weiteren Mischungen scheinen bei den Kermanschaher Dorfkurden noch armenide, alpine und – ganz selten, aber eindeutig und wohl rezent – nordide und negride Einschläge in Frage zu kommen, was in Stadtnähe nicht weiter überrascht. Doch wie gesagt, das alles deutet vorläufig nur Richtungen an.

Ohne weiteres war aber mit diesen Dorfbesuchen auch die Einbeziehung einer Reihe höchst bemerkenswerter Belege für die hohe biodynamische Bedeutung der alten Heerstraße verbunden. Schon unter und auf dem Pa-ye Taq, dann unterwegs und gerade bei Kermanschah, schließlich an der Abriegelung des Ostendes seiner Senke, um 30 km gegen Hamadan, liegen Baudenkmäler und Felsenreliefs aus vorarischer, achämenidischer und sassanidischer Zeit, die z. T. weltberühmt wurden (56). Das gilt besonders für Taq-e Bostan und Bisutun.

Taq-e Bostan, die «Felsbögen im Garten» (bzw. richtiger «des Vostan»), wird schon fast von den letzten nördlichen Ausläufern von Kermanschah erreicht, das



Abb. 37: *Mongoloider Dorfkurde* aus der Gegend von Kermanschah (Phot. v. E.)

selbst ja nichts anderes ist als die mehr an die südlich gelegene Burg verlagerte Nachfolgerin jener Siedlung, die früher zu einem Jagdschloß, später pompösen Palast der Sassaniden-Herrscher gehörte. Heute noch durchschneidet die Heerstraße dessen teilweise erhaltene Umwallung, die zugleich ein sog. Pairidasa = Paradies, d. h. ein kilometerweit ausgedehntes Tiergehege umschloß, fast einen zoologischen Garten. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß diese sassanidische Residenz zu Füßen der hochaufstrebenden Felsen, die allmorgendlich in unwirklich violetttrötlicher Zartheit über der Stadt heraufzuschweben beginnen, zugleich ein Kurort war. Denn ein besonders erfrischendes Klima verbindet sich hier mit seltenem Quellenreichtum, und da schon Ardaschir II. (379–383) ein Felsenrelief mit seiner Investitur einmeißeln ließ, müssen die Vorzüge des Orts längst bekannt und gewürdigt gewesen sein. Schapur III. (383–388) fügte das tief in den Felsen getriebene Tonnengewölbe des kleineren Seiteniwān, Schah Peroz (457–483)

den großen Mitteliwan hinzu, «das bedeutendste erhaltene Monument der sassanidischen Kunst». In anthropologischer Hinsicht geben allerdings die meist etwas lädierten Köpfe auf den reichen, wändebedeckenden Darstellungen weniger her, als die gleichzeitigen silbernen Prunkteller der Sassaniden. Noch heute aber vermitteln die von üppigen und gepflegten Blumenanlagen umgebenen Denkmäler, die inzwischen zu einem beliebten Ausflugsort wurden, einen zugleich imponierenden und wohlthuenden Eindruck.

Bisutun liegt 30 km weiter aufwärts an der Heerstraße nach Hamadan, ein heute nur noch kleines Dorf unter dem mächtig aufstrebenden Felsenkliff, das hier das Ostende der Senke von Kermanschah abriegelt (Abb. 38). War der Pa-ye Taq



Abb. 38: «Das Tor von Medien». Dorf und Felsen der Enge von Bisutun (Phot. v. E.)

das «Tor von Asien», so liegt hier das «Tor von Medien», der unmittelbare und leicht zu sperrende Zugang also zum Hochplateau (S. 44). Hoch oben am schrägen Südabfall der Felswand und zum Himmel den Göttern entgegen gerichtet, ließ dort Dariusch der Große (522–484) sein riesiges Siegesdenkmal einmeißeln, das ihn und Ahuramazda mit den vom medischen Empörer Gaumata angeführten 8 «Lügenkönigen» darstellt, darunter die zahlreichen Flächen einer langen, dreisprachigen Inschrift (Abb. 39). Die dort oben natürlich vorzüglich erhaltenen, etwas stilisierten Figuren können Blick und Kamera nicht mehr voll erreichen. Säulentrommeln, Mauerreste, verblichene parthische Felsbildreste und sogar steinzeitliche Höhlenrelikte (57) aber zeugen noch von der früheren Bedeutung des Ortes, der auch eine wichtige Relaisstation an der achämenidischen Königsstraße von Persepolis nach Sardes am Ägäischen Meer war. Noch der große Safawide Schah Abbas I. (1588–1629) ließ hier eine seiner mächtigen, mit Kuppel und Eck-



Abb. 39: *Der Siegesbericht des Dariusch* hoch über der Enge von Bisutun
(Phot. v. E.)

türmen versehenen Karawansereien errichten. Sie liegt heute etwas verloren und zerbröckelt hinter dem Pappelhain des Dörfchens. Die vielen Höfe und modernen Garagen von Kermanschah haben längst ihre Rolle übernommen.

XX

Damit ist unsere Zeit in und um Kermanschah auch abgelaufen, eine Zeit dichtester Geschehnisse und Erfahrungen. Die Rückfahrt über Teheran auf den üblichen, aber teilweise ungemein schlechten Straßen würde einen Umweg von über 600 km bedeuten, derjenige gerade nordwärts mit 753 km wenig mehr als die Hälfte Wegs, aber mit unbekanntem Straßenzustand, wenigen Gendarmerieposten und einer Reise quer «durchs wilde *Kurdistan*», also quer durch die erst neuerdings pazifizierte Provinz Ardelan (58).

Ganz gegen den besorgten Rat unserer persischen Freunde entscheiden wir uns auf Grund von Fahrerauskünften in den Kermanschaher Garagen am letzten Morgen, am 10. 10. 56 doch für die unbekanntere und anthropologisch mehr versprechende Route. Und bis *Sagez* erwies sich diese trotz altgewohnter Haarnadelkurven an ungesicherten Steilhängen durchaus nicht als schlecht. Danach allerdings ist eine breitere und rektifizierte Autostraße erst im Bau, die schon über hunderte von Kilometern befahren zu müssen eine Tortur für Wagen und Insassen wurde (Höchstgeschwindigkeit 30 km). Ihr spitzer Schotter schlitzte mehr als einmal die Geländereifen auf. Sie soll sich «setzen», und der Kraftwagenverkehr – wie weithin auch in der Türkei – dabei helfen. Wenn immer möglich flüchten die Fahrer auf Weiden oder Hänge neben der Straße, wo dafür dann oft kniehohes Pulverstaub bis in den letzten Kofferwinkel dringt.

Die Strecke ist einsam, ganz selten taucht ein Lastauto auf, ein Personenwagen nie. Daß ihre Hauptbedeutung strategischer Art ist, wurde uns durch Militäransammlungen und Truppentransporte deutlich vor Augen geführt, die übrigens ihrerseits keinerlei Bedenken nahmen, mitten auf der ja doch kaum befahrenen Straße kurdische Rundtänze mit Musik zu veranstalten. Aber alle 40–60 km tritt ein kleines Lehmhäuschen mit persischer Flagge auf, eine Gendarmeriestation, deren Offiziere und Landjäger ohne Ausnahme die größte Hilfsbereitschaft und Höflichkeit zeigten. Leider konnten wir diese für wenig mehr als das obligate Huhn in Anspruch nehmen, denn selbst für einige Reihenphotos von Kurden war die Zeit viel zu kurz geworden. Meist lag eines von deren Dörfern nahe dem Posten, es gab auch wieder Einladungen von Kurden. Hier handelt es sich also um altgesiedelte Stämme, dies aus Gründen, die sich alsbald zeigen sollten.

Zunächst bietet die Landschaft das übliche Bild: kahle, steinige Hänge, im Tal gelegentlich spärliche Vegetation und immer spärlichere Lehmsiedlungen. An einer kleinen versumpften Talfläche vorüber, die zur Zeit des sassanidischen „Pairidasa“ ein schöner See gewesen sein muß, führt die Straße über zwei kleine Pässe nach 170 km bis *Sanandadsch* (früher Sanna oder Senneh, 1700 m, ~ 30000 Einw.). Das ist der alte Hauptort von Ardelan, bekannt durch seine hübschen kurdischen Sadschadehs (Gebetsteppiche). Er ist sozusagen eine verkleinerte Ausgabe von Kermanschah mit angenehmer Durchgangsstraße, Rundplätzen, Basar



Abb. 40: Mukri-Kurde im einsamen Nordkurdistan. Hochtal, Straße und feiner iranider Typus (Phot. v. E.)

Abb. 41: Ein Meder vom Oxusschatz. Die typologische Ähnlichkeit mit dem (noch heute alt-medisch sprechenden) Mukri-Kurden auf Abb. 40 ist unverkennbar (n. H. H. v.d. Osten '56)

und sogar einer Tankstelle. Schöne Villen deuten auf die beträchtliche Wohlhabenheit des Ortes, in der neuerdings auch reiche Galbaghi-Kurdenkhane zeitweilig wohnen.

Noch auch sind die typischen *iraniden* « Geiergesichter » allgemein verbreitet, klingen dann aber weiter nach Norden immer mehr ab und werden « feiner » dabei (Abb. 40). Am zweiten Abend wird Husainabad (220 km), ein besonders hübscher, blumengeschmückter Posten gegenüber einem großen Kurdendorf zur Nachtstation. Dabei sinkt in 1700 m Höhe die Temperatur im Wagen schon auf + 2 Grad – wir stehen im Oktober. Dann wird ein 100 km weites Hochplateau von anfangs um 2000 m Höhe überschritten, das etwas nördlich seiner Mitte vom Tal des Kizil Usun durchschnitten ist und danach auf 2200 m steigt. Das also ist der Grund der dörflichen Siedlungen: im flachen Land ist Nomadismus überflüssig. Hier beginnt also schon der Charakter der ostanatolischen Gebirge mit ihren zerschnittenen Hochflächen, während der Zentral-Zagros nur langgestreckte Talbecken kennt.

Wie eine Mauer aber stehen im Westen die mächtigen Ketten des Kuh-e Tschel-Tscheschmeh mit vielen Gipfeln über 3000 m, das Gebiet der wildesten und unabhängigesten, rein nomadischen Stämme von Ardelan. Hinter dem hohen Wall, der nahezu unüberschreitbar ist, liegt schon Iraqisch-Kurdistan, das alte Zamua der Assyrer, das auch politisch immer scharf von Iran abgetrennt war. Über einen kleinen Paß und dann talab wird *Saqez* (1500 m, 20000 Einw.), dann aber erst nach 4 Tagen hinter Bukan das eigentliche Flachland, das immer noch um und über 1300 m hoch gelegene, abflußlose Senkungsfeld des versalzten Urmiasees erreicht. Wir waren gänzlich unbehelligt gefahren.

XXI

Menschen, Trachten und Landschaft ändern sich jetzt völlig. Hier beginnt das unruhige, umstrittene und zwiegeteilte *Azerbaidshan*. Türkmenische Sprache und Trachten (sogar auch schon die türkische « Ludenmütze ») und turanide Typen treten bei einer ungemein aufdringlichen und unsauberen Bevölkerung auf. Statt der im Landschaftsbild verschwindenden kurdischen Lehmweiler finden sich jetzt auch zahlreich rohe Steinbauten. Auch schon die letzten Kurden vom Stamm der Mukri zeigten ganz andere Typen als im Süden, waren feiner, gelenkiger und nur noch sozusagen abgeschwächt iranid. Sie kommen natürlich auch hier aus ihren Bergen zu Verkauf, Einkauf und Tausch in die Städte herunter, wo sie nicht selten höchst abschätzig behandelt werden. Wie einen Hund jagte der Tankwart im sicheren Saqez einen recht ordentlich aussehenden Mukri fort.

In der regen Bazarzeile von *Mianduab* (3000 Einw., 1280 m) eilen sofort mißtrauische Polizisten herbei. So bleibt es von jetzt an bis tief in die Türkei hinein. Hier überall im völkerreichen Grenzland dreier Reiche lauert der Verdacht. Es ist auch in Mianduab noch nicht vergessen, daß der kurdische Thronprätendent *Obaidullah* von Schamdinan 1880 an 3000 Unschuldige hinmetzeln ließ, mehr an Flüchtlingen dabei, als damals der ganze Ort Einwohner besaß, und kurdische Blutfehden greifen auch heute noch bis hierher. Dem letzten Posten, der allzu

eifrig nach den für ihn doch unlesbaren Papieren forschte, fuhren wir einfach freundlich winkend davon.

Und so gerieten wir – Wegweiser gibt es ja nicht – auf 50 km «Wellblechstraße» unversehens nach *Mahabad*, dem früher berüchtigten Sautschbulak, in dem einst die Macht der Mukri-Großkhane startete und seither mancherlei Unruhen der freiheitsliebenden Kurden begannen. Hier auch war der Regierungssitz des kurzlebigen, als kurdische Bundesrepublik im iranischen Staatsverband gedachten Staatswesens des Kurdenfürsten *Ghasi*, und hier auch liegt dessen Grabmal, zu dem nach wie vor stammes- und volkstreu Kurden pilgern (vgl. S. 55). Sehr oft griffen auch russische Interessen in die Belange von Südzerbajdschan und damit Mahabad ein. Aber es ist ein recht manierliches Städtchen von etwa 20000 Einwohnern, um das rings noch zahlreiche Siedlungshügel zu bemerken sind, Reste des vor 3000 Jahren blühenden Mannäerreiches. Durch unseren Aufenthalt im Haus des feingebildeten Kurden Hussein Habibi blieb es uns in bester Erinnerung. Dieser selbst erwies sich als ein typischer und stammesstolzer Iranider vom graziilen Schlag der Mukri-Kurden.

Diese *Mukri* sehen sich überhaupt als die «ältesten» und vornehmsten Kurden an, und in der Tat steht ihr Dialekt dem alten Medischen am nächsten (59). Allerdings drangen sie unter ihrem Khan Seif-ed Din erst zur Zeit der Schwarzhammel-Sultane von Tabris aus der Gegend des iraqischen Scherizor her im 14. Jh. ein und unterwarfen sich die seßhaften einheimischen Khane. Deren Stämme nennen sich seither meist Debokri. Es sei auch nicht vergessen, daß der Kern der Heere Schah Abbas des Großen aus Mukri bestand und noch der Feldmarschall Nasr-ed Din Schahs (1848–96) der Mukri Aziz Khan Baba-miri war, dessen Laufbahn als Militärgouverneur von Azerbajdschan begann. Alt-Kurdistan stellte also oft recht tüchtige Leute.

Hier lagen schon früh in den weiten Becken des bergigen Nordwestens von Iran, wo sich die Gebirgsbögen südlich hinunter zum Golf und östlich entlang des Kaspis auseinanderspreizen, die wenig bekannten Kulturen der japhetischen *Mannä* im fruchtbaren Becken um den Urmiassee, dessen Reichtum die Assyrer immer wieder rühmen. Sie waren den hurritischen *Urartäern* und späteren Khaldern (den langlebigen Vorgängern der phrygischen Armenier) um den nahen Van-See verwandt (S. 36, 54). Die letzten dieser Khalden leben noch in inzwischen katholisierten wenigen Khaldanisiedlungen in und bei Mardin und den (gleichfalls noch altsyrisch sprechenden) echten Nestorianern von Urmia-Rizayeh sogar noch heute nach. Aber die einen sind inzwischen von den anderen durch die gewaltigen Riegel der hier entspringenden Zagros-Ketten abgetrennt.

Diese bildeten ursprünglich den ersten Schutzwall der alten Mannä von Azerbajdschan gegen den Westen. Im Südosten aber grenzte ihr Gebiet an die wüstenhafte Aridität des Zentralplateaus, und von Nordosten schob sich sichernd der Kaspis-See heran. So blieben nur *drei Zugänge*: von Süden die nie aktive Passage entlang des westlichen Gebirgsriegels, von Osten die schon früh aktive, breite Bucht von Teheran-Rhay (Rhages), die «Kaspische Pforte», und vor allem die wenig schwierige Völkerpforte von Marand, die über Russisch-Azerbajdschan und Derbent am Ost-Kaukasus bzw. die Grusinische Heerstraße gradenwegs in das völkerverbreitende Turan führt. Sie wurde denn auch mehr als einmal zum Schicksal des Landes, und zwar vom Dämmern der Geschichte an.

Denn von dort kam schon jener ritterliche indogermanisch-nomadische Stammesadel, der sich mit seiner alsbald vielvölkischen und vielrassischen Anhänger-

schaft zum erstmalig historisch greifbaren Herrn des Landes aufwarf und auf japhetischer Vorbevölkerung ein indogermanisches Reich mit indogermanischer Sprache gründete. Als das Reich der *Meder* oder Mada spielte es im Altertum eine sehr wesentliche Rolle vom 9.–6. Jh. v. Chr. Von dort aber kamen auch zahlreiche skythische und sakische Vorstöße und später jene türkischen, seldschukischen und türkmenischen Stämme, die im Mittelalter die völkische und sprachliche Zugehörigkeit und diesmal zweifellos auch seine typologische Zusammensetzung wesentlich veränderten, bis es endgültig in die persische bzw. iranische Nation der Neuzeit einbezogen wurde. Nur die Mongolenzüge und einige weitere rezente türkmenische Vorstöße kamen auch aus der östlichen rhagischen Pforte, wobei insbesondere der erste Mongolenvorstoß von Hülägü, dem Gründer der mongolischen Dynastie der Il-Khane in Persien (1258–1335), durch seine Residenzen in Maragha und Tabris auch einen typologischen Einfluß ausübte.

Und so wird nach all dem das ungemein bunte Typenbild von Azerbaidtschan verständlich. Die wenigen vorliegenden Messungen an *Azerbaidtschanern* (60) zeigen denn auch schon für den Kopfindex einen einzigen unruhigen Zackenwald über die ganze Breite kephaler Variationsmöglichkeiten. Daß in einem solchen Typenwust ohne sorgfältige lokale und soziale Scheidung und Bereinigung des Materials nichts für Rassenanalyse und Bevölkerungsaufbau zu gewinnen wäre, liegt auf der Hand.

Indem sich aber die alten Meder, also *ostindogermanische*, d. h. arische Führergeschlechter (gewiß teilweise von nordidem Typus) und eine breite japhetische Vorbewohnermasse (gewiß noch vorwiegend von iranidem Typus), denen Rücken und beide Seiten versperrt waren, auf der Linie des geringsten Widerstands zunächst gegen Süden vorschoben, nämlich politisch und keineswegs als Volk oder gar arische Volksmasse, brachten sie die bedeutsame iranische Westpforte (Pa-ye Taq-Bisutun) in ihren Besitz. Dort baute dann auch der von den sechs Mederstämmen gewählte, aber später so unglückliche «Großkhan» Daiiakku (altgriechisch verballhornt zu Deioces) klugerweise 678 v. Chr. eine starke Feste zu Ekbatana-Hamadán, denn die oberherrlichen Assyrer schauten selbstverständlich schon lange scheel. Ihnen trat damit ein gefährlicher Feind, der sie ja schließlich auch 606 v. Chr. vernichten sollte, unmittelbar vor ihr Südtor, das «Tor von Medien» bei Bisutun (Abb. 38). Denn Hamadán bedeutete für dieses den Schlüssel, und deshalb verlagerten die Meder auch alsbald ihre Hauptstadt hierher.

Im Rücken dieser Vorgänge aber, und von der Geschichte wenig bemerkt, schob sich der kulturelle Einfluß der Meder und vor allem ihre Sprache auch im Zagros selbst westwärts und südwärts weiter, und zwar schon sehr früh. Das weist G. G. CAMERON einleuchtend an den immer häufigeren arischen Namen von nordzagrischen, also gutisch-kurdischen Fürsten an assyrischen Quellen seit dem 9. Jh. nach (61). Und diese westwärts gerichtete Tendenz blieb offensichtlich erhalten, wenn wir heute auch nur ihr Ergebnis, ein immer noch ethnisch und politisch wichtiges Endergebnis kennen. Medisch wurde modern, und wurde dadurch schließlich zur Lingua franca, zum Esperanto der vielsprachigen und zerklüfteten Bergstämme bis weit in den südanatolischen Taurus hinein. So wurde die medisch-iranische Sprache und mit ihr der Volksname der Kurden westwärts bis ans Mittelmeer getragen, und südwärts, Anubaninis Reich der Loren überschwemmend, bis an das «Tor von Asien» bei Sar-e Pol, der einstigen Lorenkapitale dieses Bildnis-Imitators. Damit aber war das kurdische Volk überhaupt erst geboren, das aus vielerlei Rassen, Einwanderern, Relikten und kleinen Bergstämmen hetero-

gener Herkunft zusammenkam und nun durch Sprache und Berge geeint wurde. Ohne medische Sprache gäbe es heute kein kurdisches Volk.

Nach dem politischen und kulturellen Einbezug des heutigen Persisch-Kurdistan umfaßte Groß-Medien damit dreierlei Lebensräume in glücklicher Ergänzung: das wirtschaftlich günstige und fruchtbare Azerbaidtschan, die politisch bedeutsamen Beckenlandschaften von Hamadan bis zur «medischen Pforte» von Bisutun hinunter (S. 86) und eben das dazwischen liegende Bergland des heutigen Persisch-Kurdistan, das ihm besonders militärisch wichtig sein mußte. Denn aus diesem Gebiet, das wir soeben durchquert hatten, kam ja die altberühmte, zwar unzuverlässige, aber militärisch hervorragende kurdische Lanzenreiterei. Sie war ihnen gegen die Assyrer, in deren Vasallenschaft sie anfangs mehr als einmal gerieten, um so nötiger, als diesen selbst jenseits der Berge ebenfalls eine hervorragende kurdische Reiterei zur Verfügung stand. Und von hier schlangen medische Kultur und medische Sprache dann noch weiter westwärts, als es längst schon kein medisches Reich mehr gab.

Für den iranischen Nordwesten im besonderen aber, also für das heutige Azerbaidtschan oder «Klein-Medien», war neben diesen strategischen Vorzügen auch das wirtschaftliche Moment des Handelsaustausches von bäuerlichen und nomadischen Gütern wesentlich. Gebirge und Ebene waren hier seit alters aufeinander eingespielt. Schon das Reich des Lulu-Königs Anubanini, dann das assyrische Guti-Gebiet, schlossen die südliche Urmia-Ebene daher meist mit ein. Und so waren auch nicht so sehr die Handvoll arischer Sprachbringer, als die nahen Bergbewohner für den Bevölkerungsaufbau der Ebenengebiete ursprünglich wichtig gewesen. Ganz Klein-Medien kann ursprünglich schwerlich eine andere als iranide Bevölkerungsgrundlage besessen haben, also in Gebirge und Ebene gleicherweise. Erst das mittelalterliche Hereinstrudeln immer neuer türkmenisch-turanider Massen (1467–1501) zerriß diesen engen Zusammenhang und verschob ein bis dahin wahrscheinlich ziemlich einheitliches Typenbild.

Denn die sog. makedonischen Satrapen (393–240) hatten daran noch nichts verändert, wenn das Land auch seinen Namen Atropatene-Adherbadhaghan-Adherbaidtschan von dem ersten Satrapen Atropanes nahm. Schon dieser selbst war ja nur ein iranischer Überläufer zu den Makedoniern. Die sog. Araber aber, alsbald wieder nur arabisch übertünchte Perser (zwischen 641–1258), haben sich überhaupt nur wenig um diesen Nordwestwinkel gekümmert, ganz im Gegensatz allerdings zu den mongolischen Il-Khanen (1220–1335 bzw. 1405) und gleich darauf folgenden Türkmenen-Wellen, die beide denn auch ihre zwar nur lokalen, aber eindeutigen anthropologischen Imprägnate zurückgelassen haben.

XXII

Mit Azerbaidtschan und den Medern ist des weiteren aber auch noch die etwas dunkle Perserfrage, das Problem um Ursprung und Urrolle der «Perser» selbst verbunden. Denn Sichereres wissen wir über diese erst seit dem 7. Jh. und durch die Meder, deren Reich seit Uvakschatra (verballhornt: Cyaxares, 625–585) schon vom Halys bis nach Ostiran reichte (62). Im Süden aber hatten sie eben diese

Perser erst als Nachbarn, später als Vasallen und schließlich als Empörer sitzen, die als solche ihre Herren endlich überwandten und aufzogen (550 v. Chr.).

So waren auch schon die Perser dabei, als Uvakschatra im Jahre 606 zusammen mit Babyloniern und Skythen den medischen Erbfeind Assur zerstörte, so gründlich zerstörte, daß von Ninive nur ein Schutthügel und dem einstigen Weltreich nur eine vage Erinnerung blieb. Zwar sollen diese Perser nach einigen Autoren aus einem seit dem 9. Jh. von Assur genannten «Reich» *Parsua* westlich des Urmia-Sees gekommen sein, also einer extrem wilden und unzugänglichen Gebirgslandschaft. Aber dabei dürfte es sich wohl um eine irrtümliche Lokalisierung bzw. – wie so häufig – ein Wortspiel handeln, denn «ein wanderndes Volk kann sich nur dadurch weiter schieben, daß es seinen weidenden Herden folgt, sonst verhungert es mit diesen» (63). Das aber ermöglicht nur ein militärisch und politisch chaotischer Zustand, wie ihn ein (wegen der mitgeführten Herden stets) kurzer und scharfer Nomadenvorstoß im Tiefland, aber kaum ein Sich-Weiterdrängeln landesfremder Minoritäten zur Folge hat. So nimmt die Mehrzahl der Autoren auch ein Nachbrechen der Perser hinter den ihnen zweifellos nächstverwandten Medern an, und zwar über Ardelan bis in die Landschaften südlich von Hamadan in eine alsbald *Parsumasch* genannte Landschaft zwischen Khoramabad und Isfahan.

Jedenfalls handelte es sich bei den Medern und Persern und den ihnen beiden gleicherweise nahe verwandten Muski und Skythen – die letzteren werfen von 653–625 noch einmal die ganze medische Ordnung wieder durcheinander – immer um Vorpellungen notgetriebener Nomaden aus südrussisch-khovaresmischem Steppenland. Sie verursachten ja wahrscheinlich auch noch einmal eine Blütezeit der altkassitischen Kunst (S. 69). Es schwärmt in dieser Zeit also wieder einmal von nordid oder wenigstens noch nordoid-arischen Einbrüchen in ganz Vorderasien. Der letzte Schub nordider Saka kam 130 v. Chr. nach Iran, eroberte das westliche Indien und verrann schließlich in dem nach ihnen benannten Sakastan, der heutigen südost-persischen Provinz Seistan, womit Turan endgültig von seinen ursprünglichen Nordiden entleert war und von Turaniden und den nachdringenden Mongoliden aufgefüllt wurde.

Den vier oder fünf urpersischen Stämmen blieb bei der seinerzeitigen Lage der Dinge gar nichts anderes übrig, als sich seitlich von den Medern an den Bergen entlang südwärts zu schleichen, um dann seit Tschischpisch (verballhornt Teispes, 675–640) das Hinterland des unter Revolten und Kriegen im letzten Todeskampf liegenden Elam zu okkupieren, also die elamischen Ursitze von Anshan (S. 63). Der Anfang davon gelang schon dem Fürsten Hakhamanisch (verballhornt: Achämenes, ~ 700–675). Aber erst sein Urenkel Kambudschia (verballhornt: Kambyses I., 600–595) traute sich mit einer inzwischen tief nach Süden ausgeweiteten, im Grunde schon lorisches Stammeskoalition aus seinen elamischen Bergen auch gegen das dichter besiedelte südliche Vorland hinaus, also gegen Schiras und Fars, das spätere *Parsa*, von dem Persien seinen Namen und Ausgang nahm.

Mag also wirklich noch – und das ist recht wahrscheinlich – der kastenartig abgesonderte und bluts- und leistungsstolze Perseradel vielfach *nordiden Typus* getragen haben, so bestand doch die Hauptmasse der Eroberer aus den alten japhetischen und wahrscheinlich noch *sehr* lange auch japhetisch sprechenden lorisches Süd-Zagriern, die heute teils Bachtieren, teils Qaschghai heißen. Diese nomadierten sowieso seit eh und je bis vor die Tore hier von Isfahan, dort von Pasar-

gadae-Persepolis und später Schiras, deren Stadtoasen natürlich auch bevölkerungsbiologisch von ihnen her aufgebaut wurden und werden. Dabei waren die ersten sog. Städte gewiß nichts anderes, als zunächst nur temporäre Zeltansammlungen unter und um Burg und Basar. Der heutige Reisende konnte das Entstehen einer solchen orientalischen Stadt an Rutba in der syrischen Wüste bestens beobachten, wo erst in den letzten Jahrzehnten eine Basarzeile an das Fort heranwuchs und sich saisonweise immer zahlreicher die schwarzen Beduinenzelte scharen. Des Kambudschiya Sohn Kurasch (verballhornt: Kyros II., 559–529), der große Reichsgründer mit der «Habichtsnase», eroberte dann auch Medien selbst und alsbald Lydien und Babylonien, und sein Schwiegersohn und Vetter 4. Grades, der große Darayawahusch (kurz Dariusch und verballhornt Dareios, 521–486), der sich noch seines blonden Achämenidentums rühmte, schließlich so gut wie die ganze übrige damals bekannte Welt.

Aus einem kleinen und späten, skythisch-arischen Teilerbinnsel, das nur noch mit Mühe ein enges zagrisches Refugium dicht an der alten Kassitenheimat fand, war die größte Macht der Erde geworden. Waren aber die Kassiten doch nur Erben, so die *Achämeniden*, die Nachkommen des Hakhamanisch, selbst die Schöpfer, und ihre Schöpfung blieb in ihrem Kern bis heute erhalten. Merkwürdig und ganz unorientalisch wirken ihre Toleranz, Wahrheitsliebe und zugleich nüchtern-wirklichkeitsnahe und sittlich-idealistische Politik, die von einem ritterlich-feudalen Patriarchalismus getragen wurde. Vieles davon lebte mit den Sassaniden wieder auf und klingt in Verhältnissen und Verhalten der heutigen Perser noch nach. Und doch waren die «Perser» des Kurasch genauso Süd-Zagrier, wie das Volk der Kassiten Zentral-Zagrier waren. Denn der arische Stammesadel konnte unmöglich mehr als einige Sippen nebst ihrem Anhang umfaßt haben. Und wenn schon Plutarch berichtet, daß «bei den Persern eine Habichtsnase für eine reizende und vorzügliche Schönheit gehalten wird, und zwar deshalb, weil Kyros, der geliebteste unter den Königen, eine solche Nase gehabt haben soll», so ist damit eben der lorisich-iranide Typus in seinem wortwörtlich hervorstechendsten Merkmal bestens getroffen. Ganz ohne eheliche Verbindungen mit den einheimischen Fürstengeschlechtern ging es natürlich nie.

Um so bemerkenswerter ist es, daß sich nordide Züge bei dem sippenstolzen altpersischen Hochadel durch Sippeninzucht, ja Geschwisterehe bis in späte Zeit erhalten haben. Denn darüber lassen der Alexandersarkophag mit seinen Darstellungen Blonder und selbst noch einer der vornehmen Gesandten Khosrau II. (570 bis 628) auf den prächtigen Gemälden der Felsentempel von Ajanta im westlichen Indien kaum einen Zweifel, daß der altpersische Adel noch lange ein Nachwirken seiner nordiden Ursprünge zeigte (64). Auch Dariusch rühmte sich ja seiner Blondheit. Es wird diese sogar von heutigen Bewohnern von Fars behauptet. Aber da dabei der wild dilettierende Houssay (65) beteiligt ist, mag Vorsicht geboten sein.

Die Unsicherheit unserer jetzigen anthropologischen Kenntnisse des Persertums werden dann noch dadurch unterstrichen, daß zwar die Klein-Loren trotz beträchtlichem mediterranem Gehalt zwar auch die Habichtsnasen des plutarchischen Kyros zeigen, aber seine Mannen bachtjarischer Stammeszugehörigkeit eher als «bocksnasig» wie Armenide zu bezeichnen wären, während wir von den Qaschghai anthropologisch überhaupt nichts Sicheres wissen. Wahrscheinlich stehen sie, um nach dem spärlichen Bildmaterial zu urteilen, den Bachtjaren am nächsten. Das Hauptvolk der *Altperser* aber lebte in einem Gebiet, das von Rhages

bis Persepolis im 4. Jt., also ursprünglich überhaupt mediterranid war (wenn nicht allzu großzügige Behandlung des alten Materials die irano-orientaliden Abweichungen übersah). In jedem Fall stand die Masse des Urpersertums ihrer Herrenschicht typologisch sehr fern. Das lehrt zweierlei. Einmal liegen die örtlichen typologischen Grundlagen offenkundig schon seit vorhistorischer Zeit mehr oder minder fest und passen sich nur widerwillig den späteren historischen Überschiebungen an, die meist nur noch an ihrer Oberfläche spielen. Und sodann wissen wir heute noch viel zu wenig von dem tatsächlichen Typenaufbau in Persis und Zagros, um in diesen delikaten Fragen schon ein endgültiges Urteil fällen zu können.

Auch etwas Weiteres und Letztes wird an diesem Meder-Perserproblem wieder besonders deutlich. Das ist die geringe Zuverlässigkeit völkischer und sprachlicher *Namen*, wenn es sich um die Leute selbst, um Ursprung, Typus und Bevölkerungsaufbau handelt. Nicht nur, daß es offenkundiger Unfug ist, von z. B. dem Wandern «der» Arier, Türken, Meder usw. zu sprechen, wenn es sich doch nur um die Verbreitung *des* Arischen und Türkischen usw. handelt. Sprachliche oder völkische Substrate wandern nicht und verschwinden nicht ohne weiteres aus der Geschichte, nur Gruppen wandern oder Stammesnamen verschwinden. Indogermanische Gruppen wie die Skythen oder Kimmerier brachen in oder über vorderasiatische Völker herein, aber ob Urartu, Hatti, Khaldien oder Armenien, der alte hurritische Typus blieb (S. 33). Die politische, sprachliche oder modische Oberfläche wechselte, die Leute blieben. Denn die Annahme der Sprache oder Herrschaft von einer sei es militärisch, sozial oder kulturell zeitweilig überlegeneren Gruppe oder Schicht bringt gewöhnlich nur eine recht geringe und kurzfristige Beimischung ortsfremder Typen mit sich und berührt den biotypologischen Aufbau einer Bevölkerung gewöhnlich nur sehr wenig. Die turaniden Türken wurden keine Mongoliden, weil ihnen die Sprache der Mongolen aufgezungen wurde, und die anatolischen Kulturvölker erst recht nicht, die Altslawen Nordwestrußlands keine Schweden, weil sie nach ihrer schwedischen Herrenschicht Russen, die Roten, genannt wurden.

Die *differenzierte Fortpflanzung* der sozialen Schichten innerhalb einer Bevölkerung führt zudem an sich schon zu einer allmählichen Ausmerze der leistungsfähigsten oder führenden Sippen. Leistung für andere heißt letzten Endes und am deutlichsten hier Aufopferung für andere. Führende Schichten sterben aus. Das aber hat weder etwas mit Sprache oder Völkernamen noch mit deren tragenden menschlichen Substrat zu tun. Im Fall der Guti und Kurden wird ganz klar, daß der allmähliche Wechsel von japhetischen Sprachen und Dialekten zum indogermanischen Altiranisch und dessen eben dadurch bedingten weiteren Zerfall in recht unterschiedliche kurdische Dialekte gar nichts mit Typus und Typenaufbau des so überhaupt erst entstandenen Volks der Kurden zu tun hat. Erst Vorteil, dann Zweckmäßigkeit und schließlich und nicht zuletzt die oft unterschätzte Macht der Mode führten zu einem gemeinsamen äußerlichen Verständigungs- und Verkehrsmittel. Weiter nichts.

In mittleren Kulturen, bei Kulturzerfall und Wirtschaftsnot aber greift das bis zu den Stammesdialekten und Stammesnamen hinunter. Sie werden vage und unzuverlässig. Das zieht durch die ganze Antike und ließ die merkwürdigsten Ursprungstheorien entstehen. Es war eben ein Nachteil des Früh-, Spät- und Spätesthumanismus, daß er wohl die Kultur, aber seinen Namenspender Homo selbst nur wenig beachtete. Und doch bedeutet der Schöpfer mehr als das Werk.

Im Fall der Lulu und Loren erweist sich das sehr klar, und zwar bis in unsere Tage hinein. Nicht nur sind Lulu und Guti zunächst nur verallgemeinernde, von außen herangetragene Sammelbezeichnungen, sondern wechseln auch im Lauf ihres Fixierungsprozesses Örtlichkeit und Substrat. Die Namen schwimmen. Und erst recht gilt das für die kleineren Stammesbezeichnungen. Keine der drei Listen der Lorenstämme, die im vorigen Jahrhundert gesammelt wurden, sind unter sich oder mit den arabischen und heutigen Verhältnissen ohne weiteres in Einklang zu bringen. Auf diesem Stadium ist die Sicherheit der primitiven, normalerweise eng ortsgebundenen Rechtsverhältnisse reiner Jägerstämme schon verlassen, aber die Zähigkeit der bäuerlich erdhaftenden Bewahrung noch nicht erreicht. Es war aber der spätsteinzeitliche Jäger, dann der jägerliche Halbbauer der erste Kulturträger, und die Hochlandkultur von Iran ist daher die älteste und erste in Vorderasien. Dann erst entwickelten sich hier in den Randgebirgen die nomadischen, dort in den breiten Tiefländern Mesopotamiens die bäuerlichen Kulturen des 3. Jt. Nahavand I und Tepe Sialk I sind älter als Ur und Sumer, Anshan älter als Susa. In beiden Fällen kann daher auch die Mitbeteiligung iranider Typen nicht überraschen.

Das Nomadentum aber fluktuiert. Die Stämme der Kaschschi wurden Kassiten, doch dadurch nicht nordide Indogermanen, wurden Elamiter oder Assyrer, aber sprachen deshalb nicht elamisch oder semitisch, wurden teilweise Qaschghai, aber dadurch nicht Chinesisch-Turkestaner, wurden Feili von Klein-Lor, aber blieben Kaschschi. Sie leben also in der Anonymität lorischer Stammesnamen weiter wie eh und je. Und andererseits schrumpften eben diese Feili-Genannten zu einer kleinen westlichen Randsektion im Puscht-e Kuh unter einem Vali zusammen, als das Klein-Loristan der tüchtigen Atabaks zerfiel. Immer war es hier die Vormacht, die über den Namen entschied, aber das Substrat selbst hatte seine eigene und davon völlig unabhängige Dynamik.

Als z. B. die Sagwand-Loren (S. 76) vor hundert Jahren bei Khoramabad auftraten, lag das an einer ganz internen Angelegenheit. Ihr damaliger Khan hatte einen gewissen vornehmen Hadschi Khudadad zu den Khoramabader Saqi-Khanen geschickt, die ihn dann – eigentlich ziemlich grundlos – zu Tode kochten, worauf sie selbst und ihre Sippen von dessen Anhang ausgerottet wurden. Der nun führerlose Stamm aber wurde zersprengt oder aufgesogen, die Sagvand rückten ein, und in deren alte Plätze zum guten Teil die nahen Bairavand. Als weiterhin Mir Ali Khan vor einigen Jahren in Khoramabad gehenkt worden war (S. 75), zerfiel seine Koalition, und seine mächtig gewordenen Hasanavand sanken in ihre frühere Bedeutungslosigkeit zurück. Und führt ein Unterstamm der Rest-Feili heute noch den Namen Kurd, so dürfte es sich hier nur um ein Fluchtrelikt handeln. Nach einem großen Khan allein aber nennen sich immer wieder ganze Koalitionen, wie etwa die Soran-Kurden vom Iraq seit 1678 nach ihrem Fürsten Bebe Suleiman «Bebe-Kurden», nach Sultan Seldschuk ein ganzer Türkmenenschwarm, nach Sultan Osman alle vorderasiatischen Türken überhaupt. Nach dem eroberten Fars nannten sich schon die Perser aus längst verronnenem Indogermanentum, nomadischen Kaschschi heterogener Herkunft und einer bäuerlichen Randbevölkerung, die alsbald bis in den Norden und schließlich fast über das ganze Hochland als «Perser» dominierten. «Wir kamen aus Syrien», meinen die Klein-Loren, aber es waren doch nur einige Führergeschlechter des 12. Jh. Und auch die Mukri, in deren Gebiet wir bei diesen Überlegungen und Erinnerungen gerade stehen, meinen erst zur Zeit der Schwarzhammel-Sultane im 14. Jh.

eingedrungen zu sein. Aber ihr Typus ähnelt durchaus dem der Kurden von *Ardelan* überhaupt und damit liegt der Verdacht nahe, daß auch sie nur eine Handvoll später Eindringlinge in die heute Debokri genannte mindere Schicht darstellen. So muß also jeder einzelne Fall für sich geprüft werden. Und dabei ist zu bedenken: der Boden bleibt, die Kultur mit ihren Sprachen und Namen ist flüchtig, zwischen beiden aber steht und entwickelt sich der lebendige Mensch.

XXIII

Unfern der ausgedehnten Salzwasserflächen des *Urmiasees* ist dann wieder einmal ein Geländereifen angeschlitzt. Ein junger Perser hält sogleich auch mit seinem VW an. Er hatte seine Dörfer in der Nähe inspiziert – mongolide Einschläge sind im dortigen Völkergemisch ortsweise unverkennbar – und befand sich auf der Rückfahrt zum nahen Tabris. Dort sei am Pahlawi-Boulevard die ausgezeichnete Khodkar-Garage, und der Expeditionswagen könne natürlich im Hof seines Hauses bleiben. Dieser Herr Manutschër Tabatabai *Diba* – also ein Nachkomme des Propheten, aber hochmodern – studierte bis vor kurzem in der Schweiz und hat eine reizende Lausannerin zur Frau. Diese beiden haben ein interessantes sozialanthropologisches Experiment unternommen. Damit kommen wir zum Abschluß zu der anthropologisch und ethnologisch wie soziologisch gleich interessanten Frage der sog. *Akkulturation*, die heute die ganze, nicht-euramerikanische Welt einschließlich Rußlands und Chinas vordringlich angeht. Ihr Gesicht aber, ihre Probleme, Sorgen und Gefahren sind überall anders.

So steht auch Iran heute in einem zivilisatorischen Umbruchsprozeß größten Ausmaßes. Er kann nicht mit demjenigen in der hochimitativen Türkei verglichen werden, die trotz allem Europa nahe liegt und seit je mehr Brücke als Sperre war, auch nicht mit Indien, das gelehrig und geschickt zugleich seit zwei Jahrhunderten an Europa wählt, oder mit Marokko, das das schlechthin unschätzbare Geschenk französischer Kolonialhilfe erhielt und trotzdem so viel seiner prächtigen, alten, nationalen Kultur (nicht ohne die Mitwirkung des genialen Marschall Lyautey) zu wahren verstand, oder schließlich mit Vietnam, das sich nicht minder geschickt Europa wie einst China einbezog – um nur einige mir besonders vertraute Beispiele zu nennen.

Iran wird vielmehr in soziale, zivilisatorische und kulturelle Probleme mit einer Schnelligkeit und Intensität hineingeworfen, wie sie keinem anderen großen Land aufgebürdet wurden, und die Lösung ist zugleich Lebensfrage. Überall in den Städten hängt die europäische Fassade prätentios nach außen, bald nur fadenscheinig, bald mit lokal oder sozial isoliert vorprellenden Spitzenerscheinungen. Aber dahinter ringt die Tradition um so zäher um ihren Bestand. Offiziell gibt es zwar nur einen Kurs, inoffiziell aber deren unzählige. Oft, ja meist zieht der Bruch mitten durch die Familien, wo sich die jüngeren gebildeten Mitglieder bedenkenlos dem Europäischen, bzw. als europäisch angesehenen und verstandenen oder nicht verstandenen in die Arme werfen, Frauen und Dienerschaft aber mehr oder minder zäh am Althergebrachten hängen, erst recht das Land (Abb. 42). Und dies wiegt in einem immer noch fast ausschließlich agrarischen Gebiet am schwersten.

Man ist sich dabei nicht immer klar darüber, was als erstes und überhaupt übernommen werden soll. Natürlich zunächst eine technische Zivilisation. Wer in Europa studiert, will daher Technik und wieder Technik, ob als Mediziner, Ingenieur oder Landwirt, und Kultur und Geist bleiben draußen. Das gibt ein hinkendes Resultat, und dies ausgerechnet bei einem Land, das über ein erhebliches geistiges Potential verfügt. Denn mit der äußerlichen Übernahme von Formeln, Prozessen und Routine und bei der breiten städtischen und stadtnahen Masse der so landesungeeigneten europäischen Jacke und ein paar Maschinen ist es nicht getan – es gehören technisches Denken und Fühlen dazu. Nirgends paßt daher das Neue zum Alten, das ja seinerseits nicht minder eine geistig-materielle Einheit darstellt und als Einheit entstand. Und letztlich ist man auch auf dieses Alte stolz,



Abb. 42: Im patriarchalischen altpersischen Haushalt präsidiert die Dame des Hauses aus älterer Generation der Dienerschaft auch bei der Arbeit (Zuckerklopfen, Phot. v. E.)

und das natürlich sehr mit Recht, und gibt sich daher mitunter gar überheblich, das allerdings im Unrecht der Überkompensation.

So ist man sich auch keineswegs klar darüber, was denn vom Alten nun behalten oder was über Bord geworfen werden soll, und vor allem nicht, wo und wie man zupacken muß. Das ergibt eine Problematik, die das Dasein, sozusagen jeden Handschlag mühevoll macht. Eindeutig sind natürlich Straßenbau, Bahnen, Maschinen und Verwaltung, Militär und Fabriken, Medizin, und nicht zuletzt und eigentlich am schwersten Hygiene, dann das ganze äußerliche Dekorament von Kleidung, Kino, Gesellschaft und Sitte. Aber all das fügt sich schon schwer genug zum Alten. Und selbst zu Maschinen gehört Geld, und das ist rar, und zum äußeren Gebaren die innere Begründung und Überzeugung, und die sind unsicher. Niemand ist der gleichen Meinung, die Frauen schon gar nicht, am we-

nigsten aber die Masse des ländlichen Volkes, die nichts versteht und im Grunde genommen alles ablehnt. Mehr als einmal mußte sich der neuerungsfreudige Landherr selbst auf den Traktor setzen, wenn dieser nicht verrotten sollte. So steht der junge, gebildete Perser vor einem Problem, dessen Schwere man in Europa kaum ermessen kann, und damit vor einer Aufgabe, deren Bewältigung volle und ganze Bewunderung verdient.

Wie dem alles aber sei, stets wächst auch des jungen Persers Haltung dabei aus den Bedingungen seines Landes und den Anlagen seines Wesens heraus. Und eben deshalb wird eine glatte Übernahme nie ohne weiteres möglich sein. Am einfachsten für den einzelnen – etwa einen jungen studierenden Europagänger – wäre natürlich das völlige Aufgehen in einem europäischen Volkstum. Viele junge Perser, und nicht die Schlechtesten, spielen mit diesem Gedanken, mindestens als vorläufige Lösung, wollen möglichst nach Europa und dort bleiben, dem Kampf entgehen, dem Dilemma und einer Heimat, die sie bei aller ruhmreichen Vergangenheit und ihren archäologischen Schätzen heute als unüberwindlich primitiv empfinden. Sie übersehen dabei allerdings, welche höchst beachtlichen Fortschritte Iran in den letzten Jahrzehnten vor allem hinsichtlich Wirtschaft und Ordnung gemacht hat, was beim Vergleich mit den Berichten von Reisenden aus den dreißiger Jahren, gar erst der Jahrhundertwende, schlagend deutlich wird. Und zudem käme ein Auswandern nur für verschwindend wenige in Frage und einem Desertieren gleich. Andere aber, und das sind die meisten, halten sich scheu und grüppchenhaft zurück, so sehr sich auch das jeweilige Gastland kulturell und persönlich um sie bemüht, und suchen nur jene zweifelhafte weibliche Begleitung, die nach ihnen schon ihren Spitznamen erhielt. Wieder andere aber wünschen, und das sind nicht die schlechtesten, wenigstens eine europäische Frau mit nach Hause zu nehmen. Das würde geteilte akkultorative Arbeit bedeuten. Aber eine solche Frau hat es nicht leicht, und auch hier gibt es Beispiele für die Flucht in die Extreme – zurück zum gewohnten Europa oder einfach «verpersern» (die Auslandsdeutschen sagen dafür «verhiesigen») (66). Bewundernswert sind wieder diejenigen, die den gesunden Mittelweg finden: Aufräumen mit dem Unmöglichen und Anpassen an das Unvermeidliche.

So ist alles in *gärender Unruhe*. Marokko, Indien, Vietnam oder Indonesien hatten es leichter. Da fehlte vor allem das eine und wichtigste für die zivilisatorische Einpassung und kulturelle Umstellung nicht, die Zeit. Und das brauchbare Materielle wurde zudem schon mund- und landesgerecht Schub um Schub geboten, wuchs organisch in Denken und Tagesforderungen hinein und setzte sich organisch mit dem Althergebrachten auseinander. Es ist zwar heute selbst in Europa modeläufig, über den sog. *Kolonialismus* abfällig zu urteilen, aber einsichtige Perser usw. geben durchaus zu: was Iran eigentlich fehlt, schmerzlich fehlt, sind 100 Jahre durchexerzierten Kolonialismus. Nun fehlt die Schule, und es muß mühselig und kostspielig nachgeholt werden. Das solide, gewiß von fremden Nützlichkeitserwägungen umspielte, aber eben doch das sichere Sprungbrett fehlt. Jetzt soll man abspringen und weiß zwar wohin, aber weder wie, noch wie weit.

Aus dieser Lage, und mehr als aus der Anlage, ist auch das *Wesen* der heutigen Iraner zum guten Teil zu verstehen. Zwar sind Tempo, Temperament, Fühlen und die individuellen Neigungen erbegeben, aber die äußere Form, in der sie sich darstellen, Richtung, Siebung, Einsatz und die jeweilige Betonung im Verhalten sind kultur- und zeitbestimmt. Für diese völkerpsychologische Grundregel bietet gerade Persien ein vorzügliches Beispiel. Noch *Herodot* sagt: «Lügen ward bey den Persianern für das schändlichste Laster gehalten.» Aber O. DAPPER 1681 berichtet: «Die Persianer haben izo ins gemein bey den Historien-Schreibern die Nachrede, daß sie gerne die Wahrheit spahren, und halten einen fast für einfältig, wer stets die Wahrheit sagen will, . . . sie sind auch große Aufschneider» (67).

Nun brachte die Geschichte Persiens in den letzten Jahrhunderten erschreckend viel persönliche Unterdrückung und Gefahren für jeden einzelnen mit sich. Jeder fürchtete jeden, und je höher, desto mehr, und die deplorable moralische Wirkung von solchem politischen Druck erfuhren, ja erfahren wir selbst zum Teil ja noch heute im Osten. Auch war in Iran vor wenigen Jahrzehnten noch eine kleine Reise eine für Besitz und womöglich Leben bedenkliche Angelegenheit. Not schafft Diebe. Noch heute ist es daher besonders in den Städten bedenklich, seinen Wagen allein stehen zu lassen und jedenfalls ratsam, der Landessitte folgend, Scheibenwischer und Radkappen beizeiten selbst zu entfernen, ehe man durch die überwältigend neugierige und technisch sehr interessierte Jugend dieser Mühe enthoben wird. In früheren Zeiten waren die Gefahren erheblich ernsterer Natur. Mit Resa Schah wurde das allerdings anders. Doch allzu viel zu unternehmen, gar rasch zu unternehmen, war zu lange bedenklich, um nicht Vorsicht und Mißtrauen als zwingendes Gebot der Klugheit, und Abwarten und Abtasten als beste Seite der Höflichkeit erscheinen zu lassen. Und der durchschnittliche gebildete Perser ist klug und höflich. Sein oft brillianter Geist findet an Unterhaltung und Hin- und Herhaltung daher auch größtes Vergnügen, und alle, die es können, besuchen alle, die es mögen. Nur keine Eile! Dazu ist Gastfreundschaft eine der liebenswertesten und liebenswürdigsten Züge aller Schichten, und in und mit ihr entfalten sich ihre besten Neigungen und kulturellen Überzeugungen, ihre Großzügigkeit, ihre feudal-höfische Höflichkeit, ihr zugleich empfindlicher und leichter Esprit. Den Fremden aber lernt man so am besten kennen. Selber prüfen war immer ratsamer, als Empfehlungen zu vertrauen. Worte sind vieldeutig. So nehme man sie vieldeutig, denn wer zu genau mit der Wahrheit ist, wird nur unhöflich und verdirbt sich und anderen das schöne Dasein. Er ermangelt der Lebensart und Lebensklugheit. Eine höfliche Lüge ist daher sowohl besser wie klüger als eine grobe Negation. Und im Grunde genommen gilt das ja auch in Europa, nur um einige Stufen weniger und um so weniger, je weiter nach Norden. Man denke nur an den Kautschuk-Begriff der Notlüge. Im technischen Denken aber gilt gerade umgekehrt, daß Genauigkeit den Erfolg garantiert.

So kommt es jetzt darauf an: gib der Technik, was der Technik ist, und bleib beim Alten, wo du kannst. Diese Forderung aber tritt an jeden anders heran und wird von jedem anders verstanden. Und so wird hier das so typisch hominide Ringen um Anlage und Umwelt im inneren Menschen selbst bis in den hellen Alltag hinausgeworfen.

Jacke, Gabeln, Kühlschrank und Auto, natürlich auch Hut, Händedruck und Einehe, auch Fahrpläne, wenn sie auch nur Pläne bleiben, sind klare Konzessionen an die Technik, unter denen merkwürdigerweise (was nur für eine begrenzte Zeit möglich bleiben wird) die Lateinschrift vorläufig fehlt, die geradenwegs vermittelt, was man kürzestenwegs sucht. Aber die patriarchalische Haltung der Familien, der feudalistische Einschlag in Verhältnissen und Verhalten und der enge Sippenzusammenhang – einst lebenswichtig –, die elegante Lebensbegegnung und Lebensbewältigung, die großzügige Behandlung von Zeit, Zahl und Mensch, von Sollen und Wollen, das sind die Konzessionen an den eigenen Stil, wie sie sich, von Fall zu Fall verschieden, abzeichnen. Daß daraus ein anderes Sichgeben und Sichbehagen resultiert als in Europa, ist nur selbstverständlich. Und es wäre kurzsichtig genug, daraus Vorwürfe ableiten zu wollen. Plüschkultur und Regenbogenfarben haben schließlich auch noch unsere eigenen Großmütter zu Tränen gerührt, und etwa nordamerikanisches Benehmen, das spanische Fischessen mit dem Messer oder englisches Erbsenbalancieren auf dem Rücken der Gabel werden auch ihrerseits bei uns mit Erstaunen verzeichnet. Schließlich hat vor kurzen 10 Generationen wenigstens die Menge der Europäer auch noch die fünfzinkige Naturgabel der Rechten an der gemeinsamen Familienschüssel bevorzugt. Und so dürften iranische Manieren und persischer Geschmack das gleiche Recht wie alle beanspruchen dürfen und eine gärende Übergangszeit das Recht auf disharmonische Übergangssitten.

Die einen bevorzugen dabei mehr das Alte, und es ist (dem Verfasser aus Mittel- und Fernost zudem altvertraut) wirklich ein Vergnügen, im Scherensitz auf blumigen Teppichen von silbernen Schalen zu speisen. Die andern bevorzugen das Neue, und wieder haben Frack und glitzernde Tafel ihre guten Seiten. Schon beginnen in gewissen Einzelheiten auch hier und da das Alte und Neue bereits zusammenzuklingen. So etwa, wenn auch auf festlich-europäischer Tafel die Schüsseln unwahrscheinlich gehäuft erscheinen, denn auch den Dienern und ihrem Anhang gebührt im patriarchalisch-feudalistischen Haus ihr Anteil, und der ist nicht gering. Oder wenn die hintere Schuhkappe einfach hinuntergetreten wird, denn im Haus genießt man vernünftigerweise auf weichem Teppich nach wie vor gerne luftige Füße. Oder wenn auch heute noch das Taschentuch am persischen Tisch verpönt ist, weil das Universalgerät der fünf Finger seinerzeit appetitlicherweise nicht gut Schnupfen und Familientopf gleicherweise bewältigen durfte. Ernst wird die Angelegenheit nur in einer Sparte. Das ist die *Hygiene*.

Jedes Haus braucht Wasser, nahe jeder Quelle in Iran stehen soviel Hütten, wie diese unterhalten kann, und jedes Haus in Stadt oder Land leistet sich nach Möglichkeit ein Wasserbassin in Hof oder Garten. Das ist ein kleiner umhegter Weiher oder «Pool», der Hous, gelegentlich sogar fontainegeschmückt und meist rinnalgespeist, aber doch meist mehr oder minder stehend. *U* ihm spielt sich in der warmen Jahreszeit die häusliche Tätigkeit ab – das stundenlange Kochen am befächerten Kohlenbecken, das Wasserpfeiferauchen, Zuckerklopfen, Kernchenknacken, Schwatzen, und besonders das Hantieren der Frauen und Dienerschaft. *I* ihm selbst aber geht eine bewundernswerte Vielzahl von Verrichtungen vor sich – da werden die Teppiche gesäubert, Hühner ausgenommen, die Wäsche der Großen und Kleinen und wohl auch der letzteren unterer Rückenteil gewaschen, Gesicht und Füße, Mund und Zähne geputzt, das Geschirr abgewaschen, das dann die Sonne trocknet, und die Finger der Linken, die von der Toilette kommen. Auch die Kannen von Haus und Hof werden gerne am «Pool» gefüllt,

an ihm tummeln sich die Kinder und trinken die Hunde. Kurzum, der Weiher ist das Zentrum des Haushaltes, ein reizvoller und stets interessanter Platz.

Er strotzt natürlich vor Bakterien. «Wir sind von Jugend auf daran gewöhnt, für den Europäer ist das bedenklich», meinte Dr. MALEKUTI sehr zutreffend. Viele Rheuma-leidende Iraner mögen deshalb wohl Darmstörungen ihrerseits als die Nationalkrankheit der Europäer ansehen. Die Ursache sind nicht so sehr die vielbeschuldigten, köstlichen Früchte Irans, als der Weiher und was damit zusammenhängt. Die Iraner selbst aber und besonders die Frauen und Diener lieben verständlicherweise ihren Weiher, ohne den echt persisches Leben fast undenkbar erscheint. Doch auch die Landesgewohnten, Erwachsenen, Kinder und gar die Kleinkinder bleiben alles andere als folgenfrei, wie schon flüchtiges Aufmerken unerquicklich zeigt. Es ist also eindeutig: die erste und dringendste Forderung der Hygiene ist die Einschränkung des Aufgabenbereichs der Weiher, die zweite eine Reform der Toilettengewohnheiten, die dritte eine richtige Küche.

Und damit kehren wir zum Ausgangspunkt zurück. Die *Dibas* haben eben das durchgesetzt. Allerdings erwiesen sich dabei Einrichtung und Ingebrauchnahme als zweierlei, von der Pflege ganz zu schweigen. Denn die alten Diener bewunderten (innerlich lächelnd) zwar die Heißwasserleitung, aber waren nicht zu bewegen, sie etwa und gar anstatt des «Pools» auch für das Geschirr zu benutzen, und das Linoleum wurde trotz aller Anweisung, wie beim Teppich gewohnt, un-ausrottbar mit Sprengwasser und Besen behandelt. Anderwärts stellte ich einmal fest, daß ein (ungeheuer seltenes, nicht funktionsfähiges) Wasserklosett wie ein silberner Isfahaner Samowar und durchaus ranggleichwertig mit ihm als Schauobjekt aufgefaßt wurde. Es bleibt also gar nichts anderes übrig, als die große Kollektion alter Diener zu entlassen und abzufinden und ein einziges, ganz junges Dienerehepaar einzustellen, nur zwei Personen also, womit zugleich die beliebte Technik unterbunden wird, daß der eine Diener den Auftrag an den anderen weitergibt und am Ende gar nichts geschieht. Dann geht es. Im Garten (Abb. 43), schon wohlbesetzt mit dem weithin berühmten azerbaidschanischen Obst, gedeihen bereits eine Menge europäischer Gemüsearten auf das ausgezeichnetste, die bisher überhaupt unbekannt waren, und der Haushalt funktioniert.

Aber das alles ist eigentlich nur möglich, wenn man, wie im vorliegenden Fall, von Grund auf neu anfangen kann, eine überdurchschnittliche Ausdauer mitbringt – und Geld. So ist es mit allem.

XXV

Das hochgelegene *Tabris* (1530 m), das Tawakisa der alten Meder, mit über 200 000 Einw. immer noch Persiens zweitgrößte Stadt, erwies sich verständlicherweise als aktiver und moderner als das kleinere Kermanschah. Es ist auch ein natürliches Welthandelszentrum ersten Ranges. Hier treffen sich die Landwege von Europa und Rußland einerseits mit denen aus China und Indien andererseits, und um seine hohe Bedeutung im Mittelalter wurde es erst nach Magalhães, Lesepe und den British Airlines Stufe um Stufe stiller. Herren waren hier nacheinander Assyrer, Skythen, Meder, Achämeniden, Makedonier, Sassaniden, Araber,

Mongolen, Seldschuken, Turkmenen, Türken, Russen und Iraner, von alliierten und sonstigen kommissarischen Verwaltungen und Intermezzos zu schweigen. Das ist viel, und um so weniger blieb erhalten.

Außer der vielumkämpften Burg und einigen von Erdbeben mitgenommenen alten Moscheen – die schöne Blaue Moschee! – erinnert nur der wenn auch längst stark reduzierte Basar an die frühere Bedeutung. Seine langen Gänge sind sauberer und reicher an Waren als manchmal anderswo, und heute wie einst streben zahlreiche Träger mit riesigen Teppichballen den hohen, alten und kühlen, geradezu domartigen Zentralhallen zu, in denen sich der mit Recht berühmte Handel mit den landeseigenen Teppichen abwickelt. Sie werden von türkmenischen Stämmen hergestellt, türkmenisch ist auch vorwiegend die Sprache in Stadt und Land, und



Abb. 43: *Eine europäisierte neupersische Familie der jüngeren Generation. Alpinoider und iranider Perser und dessen europäische Gattin (Phot. v. E.)*

Türkmenen nomadisieren noch in den weiten nördlichen Strichen des Landes. Unter liebenswürdigster Begleitung durch Herrn Diba werden allerhand Ethnographica erworben, aber zu eingehenderen anthropologischen Beobachtungen an der außerordentlichen Typenmannigfaltigkeit ist leider keine Zeit mehr. Schon wieder wurden zwei Tage verbraucht, und nach Überholung des Wagens in der guten Khodkar-Garage am Boulevard Pahlewi starten wir.

Am 17. 10. beginnt eine zügige *Rückfahrt* mit täglich acht Stunden am Steuer, bei der auf viel «Wellblech» Azerbaidschan über die uralte indogermanisch-türkmenisch-russische Völkerpforte von Marand (Abb. 44) und das grüne Khoi mit seiner frechen, irano-alpin-turaniden Grenzbevölkerung (68) durchquert und das winzige, vielumkämpfte *Maku* unter seinem beängstigenden Felsüberhang erreicht wird. Hier griffen schon Meder, Perser, Skythen und Türkmenen nach Westen

hinüber, Römer, Byzantiner, Türken und neuerdings Alliierte nach Osten herüber und heute fährt man hier bequem und rasch auf leidlicher Autostraße die lange Faltungssachse zum armenischen – nicht mehr armenischen – Hochland empor.

Kurz hinter dem modernen, zwiegeteilt persisch-türkischen Grenzhof auf hoher Wasserscheide werden dann die gewaltig ragenden, sagen- und wolkenumwobenen und tief verfirnten Vulkankegel der beiden *Ararat* (5146 m: Abb. 45) berührt, die kahlen, kalten und menschenleeren, tief eingeschnittenen Schollen der armenischen Hochfläche mit an 10 über 2000 m hohen Pässen auf engen und kurvenreichen, aber nicht eigentlich schlechten Wegen genommen und damit wieder ein breites, in jüngster Zeit erst entarmenisertes Kurdengebiet durchfahren. Aber offenbar haben die vielen Ausweisungen und Eintürkungen doch noch immer einige armenide Inseln unter der bäuerlichen Bevölkerung zurück-



Abb. 44: *Türkmenische Nomaden in Nord-Azerbaidshan, dem westlichen Einfallstor von Turan nach Iran* (Phot. A. KANDLER)

gelassen (Abb. 46). Dann kommt das Flachbecken des hochgelegenen, finstern und altrussisch übertünchten *Erzurum* (2040 m), wo – hier liegt wieder einmal ein militärisches Sperrgebiet – langwierige und keineswegs immer sympathisch durchgeführte Kontrollen und eine zweimalige freundliche Offiziersbegleitung sowie allerhand Wechselfälle um Wagen und Benzinbeschaffung durchstanden werden. Im freundlichen *Erzincan* (1300 m), in warmfeuchter Ova an der fruchtbaren Grabenebene des oberen, hier nur erst ganz kleinen Euphrat gelegen, wird gründlich für den Haushalt eingekauft und nach der Überschreitung des östlichen Kızıl Irmak bei *Sivas* wieder das hethitisch-türkische Kernland betreten.

Die ostanatolische Hochfläche, von tiefen Tälern zerschluchtet und mit hohen schneebedeckten Bergriegeln und alten Vulkanen besetzt, war damit durchquert und verlassen worden (69). Geeignete Raststellen waren an den eng an das Ge-



Abb. 45: *Kurdische Vollradkarren am Ararat.* In Ostanatolien hat sich noch einiges ältere Kulturgut erhalten (Phot. v. E.)



Abb. 46: *Vorwiegend armenide Dorfbewohner östlich Erzindschan.* Im ostanatolischen Hochland finden sich noch immer armenide Typen häufiger (Phot. v. E.)

lände geschmiegteten Wegen und auf den weiten und kahlen Schollenflächen zur Nachtzeit nicht immer leicht zu finden gewesen, auch blieb die Heizplatte des Enders-Kochers immer längstmöglich in Betrieb, denn die Temperatur sank hier gelegentlich bis zu minus 10 Grad ab – ein spürbarer Unterschied zu den an *plus* 60 Grad einige Wochen vorher in der arabischen Wüste. *Yozgat* unfern Hattuscha-Boghasköy war dann schon bekannt, Ankara wurde glatt durchfahren und am 24. 10. *Istanbul* erreicht: 2170 km mit «Wellblech», Haushalt und Pässen in 8 Tagen. Die restliche Strecke mit immer besseren Straßen – jetzt wirkt sogar Jugoslawien recht erfreulich – ist dann rasch und leicht bis zum 7. 11. erledigt. Nach 92 Tagen mit 14483 km (602 l Benzin = 876,07 DM) und 26 Grenzkontrollen war damit unser anthropologischer Erkundungsvorstoß abgeschlossen.

Institut kurde de Paris

6. Ein Rückblick

Heute dürfte es jedem Völkerforscher aus welchem Fach immer bewußt sein, daß die Technik und vor allem der motorisierte Verkehr in zunehmend rascher Auswirkung die letzten Isolate menschlicher Kulturen und Rassen aufzubrechen und zu zerstören sich anschickt. Stößt er doch schon aus nationalpolitischen Gründen und mit strategischen Straßen durch die fernsten Wüsten, Wälder und Gebirge vor, vernichtet durch billige Massenware und Massenschlagworte die alten sozialen Bindungen und ihre sittlichen Ordnungen, ebnet sie nach unten ein, zerbricht den gewachsenen Zusammenhang zwischen dem Menschen und seiner Lebenswelt und löst dabei die Bioharmonie der zwischenmenschlichen Beziehungen zusehends auf. In weiteren wissenschaftlichen und kulturinteressierten Kreisen wird das leider immer noch nicht klar gesehen. Und noch dazu ist das Ergebnis, wenigstens zunächst durchaus unerquicklich – ein ungesundes Widerspiel zwischen Parvenu und Proletarier bzw. Funktionär und Frönenden. Und indem sich die sittlichen und sozialen Ordnungen lösen, zerbröckeln auch die ursprünglichen Kulturisolate und die natürlichen Typenbildungen zerfließen, und zwar um so katastrophaler in ihren seelischen und kulturellen Auswirkungen, je ursprünglicher und zurückgezogener ein Rest- oder Randvolk, ein Stamm oder ein Kulturhorst war. Was kommen wird, weiß niemand. So bedeutet Akkulturation zunächst immer «Diskulturation».

Es haben bei dieser offenkundigen Lage – die doch wohl unserer Zeit eine gewisse wissenschaftliche Verpflichtung gegenüber der Nachwelt auferlegt – die *äußeren* zivilisatorischen Änderungen noch dazu meist eine viel stärkere Beachtung gefunden, als die inneren psychologischen Änderungen der Menschen und die tieferen biologischen Umwandlungen in den Menschengruppen *selbst*. Doch sind sie es, die die alten, sei es urtümlichen oder frühzeitlichen Kulturen erst schufen und die neue Diskulturation durchführen oder durchstehen müssen. Ist doch der Schöpfer selbst die Voraussetzung seiner Schöpfung, und erst im Wechselspiel beider erfüllt sich die Geschichte. Alle sog. Hoheit oder das Grauen der Geschichte sind gar nicht vom Menschen selbst zu trennen, sind Hoheit oder Grauen der Menschen, die die Geschichte *tragen*. In den Menschen liegen also die tiefsten Ursprünge wie letzten Folgen der Historie, und Biohistorie steht daher **am Anfang wie Ende aller Geschichte überhaupt.**

Typische solche Rest- und Randvölker sind heute und gewiß nicht für lange mehr die *Kurden und Loren* Vorderasiens und natürlich besonders ihre noch hirtennomadischen Stämme. Deren anatolischer *Westflügel* in Taurus und Armenienplateau birgt noch uralte Völkerrefugien, die in enger Beziehung zum Hethiter-

problem stehen, und ihr iranischer *Ostflügel* in den gewaltigen Faltenzügen des Zagros, die erst im südlichsten Südpersien in die Randketten am indischen Ozean ausschwingen, ist von der Kassitenfrage, ja der Bildung der altorientalischen Reiche nicht zu trennen. Diese nachdrückliche biohistorische Rolle der Bevölkerungen der großen Gebirgsriegel wird sofort klar, wenn man berücksichtigt, daß der weite Mittelosten nur *drei rassisch-ethnische Schwerpunkte* besitzt, nämlich das vorwiegend anadolid-ostalpine Anatolien seit den Hethitern, das weithin iranide Hochiran seit den Achämeniden und die zumeist orientalische Steppentafel seit den Eroberungen Sargons des Großen. Denn die ganze historische Biodynamik des Orients ist nichts anderes als ein dauerndes gegenseitiges Sichverschieben der Machtzonen eben dieser drei kardinalen Zentren. Die beiden genannten Hochgebirgsriegel – Taurus und Zagros – aber stellten sich zu allen Zeiten quer *zwischen* die drei Kontrahenten (Karte S. 1). Sie lieferten zudem den Siegern die Truppen wie den Unterlegenen letzte Zuflucht. Und schließlich bestimmte das Bodenrelief ihrer Heimat auch die möglichen äußeren Wege der Auseinandersetzungen, die denn auch seit den ältesten Zeiten und bis heute ähnliche Verläufe zeigen. Daher also einerseits die Isolate, und daher auch andererseits die nie abreißende Verflechtung und Mitsprache dieser abgelegenen, ja vergessenen Stämme und Völker der riesigen Riegelzonen bei den Taten ihrer jeweiligen Reichsanrainer.

Dabei ergab sich auch eine *Biodynamik innerhalb* der beiden Flügel. Im Westflügel geht der Zug vom Nordosten, vom Knotenpunkt des urartäischen (= araratischen) Hochgebirgsblocks gegen *Südwesten*, wie sich am deutlichsten beim Weiter-sickern des medischen Spracheinflusses, also der heutigen sog. kurdischen Dialekte und damit überhaupt erst der Entstehung eines kurdischen Volkes zeigt. Im Ostflügel aber laufen die biodynamischen Linien, der Richtung der Faltenständer des Zagros entsprechend, gegen *Südosten*, was sich ebenso in den Ausdehnungsrichtungen der Meder und später Perser im und am Zagros wie auch darin äußert, daß die Namen und damit die dortigen Stämme seit dem Altertum Gruppe um Gruppe um rund je 200 km weiter südlich gerutscht sind.

Um so verständlicher ist es, in wie hohem Maße seit je die orientalischen Großreiche von ihren bergbewohnenden Anliegern abhängig waren. Denn ihre eigentlichen und unbestreitbaren Einflußzonen lagen ja immer in den Ackerbauebene und Talwannen, und nur dort. Es waren *Talreiche*, nicht geschlossen und fugenlos aneinanderspandende Machtgebiete, wie es meist die historischen Karten in irriger Übertragung heutiger Verhältnisse angeben. Und die Schiefheit dieses Bildes wird nicht selten noch dadurch verstärkt, daß Reiche, Völker, Sprachen und Rassen durch eine allzu simplifizierende *Namengebung* miteinander vermengt wurden. So bedeutet das Sichvorschieben des Medo-Kurdischen alles andere, als daß irgendwelche Völker «wanderten», oder daß dadurch die typologische Zusammensetzung der entfernteren Isolate irgendwie biologisch auch nur berührt würde, bedeutete auch das Entstehen z. B. eines persischen Reiches keineswegs, daß nun auch überall Perser «säßen», ja auch nur die Perser oder das Persische überall im Reichsgebiet den Vorrang hätten. Wohl standen die Bergvölker zwar im Schatten der weltpolitischen Ereignisse, aber sie konnten sie gerade dadurch um so nachdrücklicher mitbestimmen und trotzdem ihr Eigenleben bewahren. So ist auch ohne sie ein Verständnis des Ganzen weder anthropologisch noch historisch möglich.

Bei dem, was uns hier betrifft, ist es daher auch nützlich, sich von vornherein darüber klar zu sein, daß «*Türken*» zwar alle Bewohner des osmanischen Reiches

meint, aber Kurden und Osmanli sprachlich etwas verschiedenes bedeuten, auch daß *Iraner* die Menschen im geographischen Gesamtiran bzw. politischen Westiran in aller ihrer Typen- und Sprach- wie Völkervielfalt bedeuten, *Perser* aber nur die kulturell führende Gruppe in West- und Mitteliran bezeichnen. Schließlich sind ja auch bei uns noch lange nicht alle Briten zugleich Engländer.

Sodann einiges zu den *Ergebnissen*. Blickt man zunächst auf das Insgesamt, so zeigte sich hinsichtlich der *Typendynamik* dies: überall in Mittelmeernähe und bis heute rings um die anatolische Hochscholle spielt noch nach wie vor das *mediterrane* Element die entscheidende Rolle (vgl. S. 8 u. 29). Aber während es im Brückenland von Anatolien einen tiefen «*anadoliden*» und «*ostalpinen*» Zustrom noch ungeklärter Quelle im Laufe des 3. vorchristlichen Jahrtausends erlebte, bildete es im ganzen ariden Gürtel südlich davon aus eigenen evolutiven Regionaltendenzen in dessen westlichen Abschnitt, der arabischen Wüstentafel, einen *orientaliden* Kenntypus und in dessen östlichen Abschnitt, dem Hochlandbecken von Iran, einen *iraniden* Kenntypus aus. Sie stehen sich noch in vielem nahe. Der ureinheitliche *armenide* Typus jedoch, der sich im hochgebirghaften Isolat des armenischen Hochlands gleichfalls erst in relativ junger Zeit entwickelte, griff im Taurus und Halbmond weit westlich vor und scheidet damit heute die beiden anatolischen Haupttypen der Anadoliden und Ostalpiniden von ihren südlichen und östlichen Anrainern, den Orientaliden und Iraniden. Dieses ziemlich einfache Bild steht in allem im Einklang mit den Befunden, die das alte Gräbermaterial der letzten 6000 Jahre im Orient bisher bot: jede gewachsene Großlandschaft besitzt noch heute ihren mit ihr gewachsenen Menschentypus.

Aber das entspricht vielfach in keiner Weise den älteren Auffassungen und wirft zudem gleichzeitig seinerseits eine Reihe von neuen Fragen auf. Zwar erscheint es verständlich, indem wir uns zunächst der *Türkei* zuwenden, daß mit dem dortigen Rückgang mediterranen Klimas und mediterraner Landschaft schon spätestens seit dem 3. vorchristlichen Jt. auch ein Rückgang des mediterranen Typus verbunden war, der natürlich nicht umwelthaft-klimatische, sondern wirtschaftlich-ökologische Ursachen gehabt haben dürfte. Aber aus vorläufig noch gänzlich undurchsichtigen Ursachen fand hier gleichzeitig ein Ersatz durch jene Anadoliden und *Alpiniden* eigenhafter «ostalpiner» Prägung statt, die man bei unseren heutigen Kenntnissen nur schwer von den Mediterraniden ableiten könnte, während sich der taurisch-armenische Bogen mit den *Armeniden* so betont eigenständigen Regionaltendenzen zuwandte, daß man diese überhaupt nicht mehr mit den (auch hier mindestens ortsweise älteren) Mediterraniden noch in Zusammenhang bringen kann. Daß sich aber trotzdem auch armenide Typen gelegentlich im anatolischen Hochplateau selbst finden, kann nicht weiter überraschen. Hier wie sonst ging und geht es nicht ohne Mithilfe oder Gegenstörung durch die Bergvölker. Doch waren die Armeniden dort gewiß nie ein Kenntypus, oder gar die «*Urrasse*», wie die ältere Anthropologie mit v. LUSCHAN annahm, der ja auch vor 70 Jahren schwerlich etwas davon wissen konnte, daß seine armeniden Süd-Hethiter überhaupt noch gar nicht die echten und ihrerseits vielmehr anadolid-ostalpinen Nord-Hethiter waren (S. 35). Eine ureigenständige Regionalform sind die Armeniden also gewiß, aber eben nur in Hochtaurus und Halbmond. Und auch des armeniden Herkunftsrätsels Lösung dürfte daher überhaupt nicht im taurischen Spätgebiet, als in den zahlreichen noch ungeöffneten Tumuli und Gräbern des unwirtlichen Armeniens selbst liegen.

Zwischen den beiden bisherigen Kenntypen Vorderasiens, also den Ostalpiniden und Armeniden, scheint dann noch ein *anadolider Typus* zu stehen. Er ist wohl identisch mit jenen türkischen Typen, die mir schon 1929 als «dinaroid» auffielen (S. 7). Aber weder an alten Schädeln noch heutigen Türken wurde und konnte bisher eine ausreichende Differentialdiagnose versucht werden. Sie hätte nicht nur die Kopfform, sondern vor allem die Nasenbildung zu beachten. Sind doch die Alpinen als rundhinterschädlige Rundköpfe von den Armeniden als flachhinterschädlichen Steilköpfen gut zu trennen, während es bei den Anadoliden auf die schmale, fast hakige Nase gegenüber einer kurzen Gradnasigkeit bei den Alpinen und kolbenförmigen Bogennasigkeit bei den Armeniden ankommt. Das ist natürlich sowieso an Lebenden unverhältnismäßig leichter festzustellen. Und dazu tritt noch die Rolle der *Iraniden*. Das ist die Frage, ob jene Anadoliden nicht überhaupt engere Beziehungen schon in der älteren Zeit zu den grobiraniden Typen bei Hethitern wie Altiranern aufweisen, die teils als protoiranid oder sogar proto-nordisch bezeichnet wurden (S. 84). Ein protoiranides Nachklingen findet sich ja auch heute noch bei gewissen Bergstämmen wie den Kalhor.

Aber das können erst weitere Arbeiten erweisen.

Dagegen ist eindeutig, daß in der ganzen heutigen Türkei die *Mongoliden* oder auch nur mongolide Einschlüge bloß eine nebensächliche Rolle spielen. Das sei nur nebenher deshalb bemerkt, weil manche wegen des in den mongolischen Sprachkreis gehörigen Türkischen die Türkei selbst zu den Mongoliden stellen wollten, obwohl schon die erobernden Osmanen ja nur Turanide waren und zudem längst von den bodenständigen Geotypen aufgesogen wurden. In Iran liegen die Dinge allerdings anders. Dort sind mongolide Enklaven eindeutig. Aber sie gehen auf die Mongolenherrschaft des 14. Jh. zurück und lassen sich auch historisch bestens nachweisen. Anthropologische Untersuchungen darüber gibt es allerdings noch nicht.

Wir kommen damit zu *Iran*. Das schließt die Frage der Meder und der ihnen nahe verwandten und politisch nachfolgenden *All-Perser* ein, also eine indogermanisch-nordide Frage. Dabei stört aber zunächst, daß unsere anthropologischen Kenntnisse gerade im Knotenpunkt der orientalischen Biodynamik, im einst khaldisch-urartäischen Zentralarmenien so gut wie Null sind und es auch im benachbarten azerbaidschanischen Völkerstrudelkessel nicht viel besser aussieht. Nur das ist bereits klar, daß der iranide Typus von der zagrischen Wurzel an weitestgehend vorherrscht, wie unsere Durchquerung des persischen Kurdistan zeigte. Das gilt aber auch für die alten Meder und Perser, wo immer ihr Aussehen von den Oxus-Medern bis zu Kurasch dem Iranid-Hakennasigen greifbar wird. Arische Blonde bildeten also wohl schon bei diesen Spätariern bestenfalls nur noch einzelne herausmendelnde Einsprenglinge in der Oberschicht. Das aber bedeutet, biohistorisch gesehen, nichts anderes, als daß das persische und damit erste Weltreich überhaupt von iraniden Zentralagriern ausging.

Dort ist heute ein Land der nomadisierenden Loren, insonderheit der bachtiar-qaschghaischen Südgruppe, also der *Großloren*. Diese hatten sich schon, wie die berühmten hakennasigen «Vogelgesichter» der sumerischen Stadtkönige und Priester zeigen, sehr erfolgreich in die sich seinerzeit im 4. Jt. neu bildenden Alluvionen Südmesopotamiens vorgeschoben und später die Hilfsvölker und Truppen von Elam mit seinem glänzenden Anshan und Susa gestellt. Nur leider läßt das bisher verfügbare altmesopotamische Schädelmaterial nichts davon erkennen, nicht weil nichts davon spürbar wäre, sondern weil die englischsprechenden Untersucher in Unkenntnis der anthropologischen Fortschritte im Ausland alle niedrigen

Schädelindices kurzweg den Mediterraniden zusprechen. Durch diesen Verzicht auf eine weitere Differentialdiagnose verschütten sie leider sich und uns die biohistorische Deutung, dies an altem wie rezemtem Material. Und zudem spielen wahrscheinlich im südlichen Iran, jedenfalls eindeutig auf der ganzen Wüstentafel noch gleichfalls langköpfige weddide Typenreste aus dem frühen evolutiven Magma des südeuropäischen Braungürtels eine Rolle. Auch hier ist allerdings vorläufig nur die Tatsache, doch nichts über ihre Reichweite bekannt.

Die lorische Nordgruppe aber, die *Kleinloren* also, weisen ihrerseits eine besonders interessante Frage mit den *Kassiten* auf, die in der zweiten Hälfte des 2. Jt. für Jahrhunderte die Herren Babylons waren. Denn es sind zweifellos Kassitengräber in kassitischer Heimat, die die berühmten sog. Lorenbronzen im Pusche Kuh lieferten. Wieder ist – wie bei der nesischen Staatsgründung der Hethiter – der indogermanische Einschlag durch Königsnamen, Götter, Kriegstechnik und Pferde bekundet. Es liegt also auch wie dort ein ähnliches und noch dazu zeitlich nahezu paralleles Vorprellen nordid-arischer Stämme aus dem unruhigen Steppengürtel nördlich von Kaukasus und Kopet-Dagh vor, und hier wie dort folgen später weitere Wellen. Sie führen gerade in Loristan vom 7. Jh. ab nochmals zu einem spürbaren Aufschwung und Höhepunkt der reichen kassitischen Kunst mit typischen Steppenmotiven. Aber schon die Königsnamen zeigen, daß eine baldige Lorisierung stattfand. Es sind also, wieder biohistorisch gesehen, niemand anders als die Nordloren selbst seinerzeit zu Herren Babylons geworden. Heute aber leben im ausgetrockneten wilden und kahlen Zagros und an den Trümmerhaufen einstiger Burgen und Gräberfelder nur noch ärmliche Nomaden, deren größter Stolz es ist, die kühnsten und geschicktesten Diebe der Welt zu sein. Und das will im Orient etwas heißen!

So zeigt sich: die Kurden und Loren, ein heterogenes Würfelwerk aus Isolaten, Refugien und Unruhezentren zugleich, nehmen seit den ältesten Zeiten an den historischen Ereignissen in den ackerbäuerlichen Ebenen, nehmen vom Ringen Elams mit Babylon bis zu dem Todeskampf von Assur gegen die Meder immer höchst aktiven Anteil, und das setzt sich bis in unsere Tage mit den türkischen, iraqischen und iranischen Heeren fort. Es ist nur die Unzugänglichkeit ihrer Heimatgebiete, die das bisher nicht immer voll erkennen und würdigen ließ. Sie wären es zweifellos wert, daß man mehr von ihnen wüßte.

Das gilt natürlich nicht nur in morphologischer, sondern auch psychologischer Hinsicht. Was davon in der Reiseliteratur steckt, ist dürrtig und bezieht sich weniger auf Wesen als Brauch. Nur ein einziger nennenswerter Versuch zur *Psychologie* der Orientbewohner wäre zu erwähnen, und auch er erfaßt nur die Orientaliden und Armeniden. Das sind die Ausdrucksanalysen aus phänomenologischer Schau und miterlebender Arbeitsweise von L. F. CLAUSS (70), der einem «wüstenländischen Berufungstypus» dem «vorderasiatischen Erlösungstypus» gegenüberstellt. Auch das ist – schon methodisch – nur erst ein Ansatz, ein eigenartiger und eigenwilliger noch dazu, aber doch eben ein erster und sehr kraft- und schwungvoller Ansatz. Daß zudem mit Tests, also quantitativen Prüfungen hier, wo es um *qualitative* Erscheinungen geht, sowieso nicht viel anzufangen wäre, wurde schon an verschiedenen anderen Stellen ausgeführt (71). Es ist auch nicht leicht, durch alle brauchtumshaften Verschleierungen hindurch das wahre Wesen, also die antrieblischen und fühlhaften Impulse zu erfassen. Auch hier aber kann nur die Arbeit an Ort und Stelle helfen, und gerade das wird heute in rasch wachsendem Maße immer besser möglich.

So ist um so mehr zu wünschen, daß den ausgezeichneten Arbeiten der internationalen Archäologie im Orient auch bald ähnliche und analytisch-kritische Studien auf anthropologischem Gebiet folgen mögen, und zwar besonders in ihren typologischen und bevölkerungsbiologischen Sparten. Denn bei diesen tritt der lebendige Zusammenhang zwischen den Menschen und ihrer jeweiligen Lebenswelt, treten die inneren und tieferen Beziehungen zwischen der Humanbiologie hier und Geschichte, Geographie und Ethnologie dort am deutlichsten heraus: Mensch als aktiver Schöpfer und zugleich Weltbeantworter, Mensch als dynamisches Element unter dynamischen Elementen. Das menschliche Wissen ist eins, die menschliche Lebenswelt ein Zusammenhang innerer Wechselwirkungen. Und damit würde auch die Archäologie aus ihrer Isolierung gelöst und selbst um so lebendiger werden, je mehr sie sich des Zusammenhanges ihres Gegenstandes mit Mensch und Raum bewußt wird. Nirgends gilt das mehr als im Orient, wo schon so glänzende Vorarbeit geleistet wurde und so vieles unerschlossene Wissen ruht, was unser Jahrhundert heben kann, aber auch nur noch dieses.

Institut kurde de Paris

Literaturverzeichnis

1. **V. EICKSTEDT, E.:** Rassendynamik von Ostasien. China und Japan, Tai und Kmer von der Urzeit bis heute. 648 S., Berlin 1944. – Auf Wunsch der seinerzeitigen Schrifttumskammer mußte das Vorwort und der ursprüngliche Titel «Völkerdynamik von Fernost» wie oben abgeändert werden. Die gestrichenen Teile und das Vorwort mit dem Dank an viele deutsche und ostasiatische Freunde und Berater gingen bedauerlicherweise im Lauf der Kriegseinwirkungen verloren.
2. **COON, C. S.:** The Races of Europe. 739 p., New York 1948.
V. EICKSTEDT, E.: Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit. 936 S., Stuttgart 1934.
RIPLEY, W. Z.: The Races of Europe. 624 p., London 1900.
SCHWIDETZKY, I.: Turaniden-Studien. Abh. Akad. Wiss. Lit., Mathem.-Naturwiss. Klasse IX, 235–291, 1950.
– Die alpine Rasse: Beitrag zu einem Existenzbeweis. Homo III, 60–75, 1952.
3. **BITTEL, K.:** Grundzüge der Vor- und Frühgeschichte Kleinasiens. II. Aufl., 135 S., Tübingen 1950.
– Hethiter und Proto-Hattier. Eine archäologische Betrachtung. Historia I, 267–286, 1950.
BOSSERT, H. TH.: Altanatolien. Kunst und Handwerk in Kleinasien von den Anfängen bis zum völligen Aufgehen in der Griechischen Kultur. 320 S., Berlin 1942.
CERAM, C. W.: Enge Schlucht und Schwarzer Berg. Entdeckung des Hethiter-Reiches. 247 S., Hamburg 1955.
CONTENAU, G.: La civilisation des Hittites et des Mitanniens. 286 p., Paris 1934.
– Manuel d'archéologie orientale. Depuis les origines jusqu'à l'époque d'Alexandre. IV, Les découvertes archéologiques de 1930 à 1939. p. 1687–2378, Paris 1947.
GÖTZE, A.: Hethiter, Churriter und Assyrer. Hauptlinien der vorderasiatischen Kulturentwicklung im 2. Jahrtausend vor Chr. Geb. 194 S., Oslo 1936.
HAMY, E.-T.: La figure humaine dans les monuments de l'ancienne Egypte. Bull. Mém. Soc. d'Anthrop. Paris VIII, 7–43, 1907.
– La figure humaine dans les monuments chaldéens, babyloniens et assyriens. Bull. Mém. Soc. d'Anthrop. Paris VIII, 116–132, 1907.
MOORTGAT, A.: Bildwerk und Volkstum Vorderasiens zur Hethiterzeit. 44 S., Leipzig 1934.
MYRES, SIR J. L.: Kleinasien. S. 449–483 in: F. Valjavec (Hg.), Historia Mundi. Ein Handbuch der Weltgeschichte in zehn Bänden. II. Grundlagen und Entfaltung der ältesten Hochkulturen. 655 S., München 1953.
RIEMSCHNEIDER, M.: Die Welt der Hethiter. 259 S., Stuttgart 1954.
4. **FIELD, H.:** The Iranian Plateau race. Asia XI, 217–221, 1940.
– Ancient man in south-western Asia. S. 232–237 in: G. E. Mylonas (Hg.), Studies presented to D. M. Robinson. St. Louis 1951.
SAUTER, M.-R.: Les races brachycéphales du Proche-Orient, des origines à nos jours (avec un essai de bibliographie concernant l'anthropologie du Proche-Orient). Arch. Suisses d'Anthrop. Gén. XI, 68–131, 1945. – Vgl. a. S. 63–66 in: Ancient and Modern Man in Southwestern Asia. 342. p., Coral Gables 1956.

- ŞENYÜREK, M. S.: A craniological study of the copper age and Hittite populations of Anatolia. *Belleten* XIX, 237–253, 1941.
- Fluctuation of the cranial index in Anatolia from the fourth millenium B. C. to 1200 B. C. *Belleten* XV, 593–632, 1951.
5. DENIKER, J.: *Les races et les peuples de la terre*. II. Aufl., 750 p., Paris 1926.
- v. EICKSTEDT, E.: *Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit*. 936 S., Stuttgart 1934.
- FISCHER, E.: Spezielle Anthropologie: Rassenlehre. S. 122–222 in: G. Schwalbe u. E. Fischer (Hg.), *Anthropologie*. 684 S., Leipzig-Berlin 1923.
- HADDON, A.G.: *The races of man and their distribution*. II. Ed., 184 p., Cambridge 1924.
- KAPPERS, C. U. A.: *An introduction to the anthropology of the Near East in ancient and recent times*. 200 p., Amsterdam 1934.
- 5a. CONTENAU, G.: *Manuel d'archéologie orientale*. Depuis les origines jusqu'à l'époque d'Alexandre. IV, Les découvertes archéologiques de 1930 à 1939. p. 1687–2378, Paris 1947.
- İNAN, A.: *L'Anatolie, le pays de la «race» turque*. 175 p., Genève 1941.
- KANSU, CH. A.: *Enquête anthropométrique turque*. Faites sur 59728 individus de deux sexes. 165 p., Istanbul 1937.
- ŞENYÜREK, M. S.: 1951, zit. Anm. 4, vergl. dort S. 603 J. L. Angel, Princeton Univ. Monogr. 1951.
6. BANSE, E.: *Die Türkei*. Eine moderne Geographie. III. Aufl., 454 S., Berlin-Braunschweig-Hamburg 1919.
- BLEICHSTEINER, R.: Vorderasien. S. 12–34 in: H. A. Bernatzik, *Die Große Völkerkunde* II, 364 S., Leipzig 1939.
- BYHAN, A.: Kleinasien und Iran. S. 380–420 in: G. Buschan, *Die Völker Asiens, Australiens und der Südseeinseln*. 1078 S., Berlin o. J.
- FREY, U.: *Türkei und Zypern*. S. 1–62 in: F. Klute, *Handbuch der Geographischen Wissenschaft*. Vorder- und Südasien in Natur, Kultur und Wirtschaft. 569 S., Potsdam 1937.
- GROTHER, H.: *Geographische Charakterbilder aus der asiatischen Türkei und dem südlichen mesopotamisch-iranischen Randgebirge Puscht-i-Kuh*. 15 S., 100 Taf., Leipzig 1909.
- *Meine Vorderasienexpedition 1906 und 1907*. 2 Bde., Leipzig 1911–12.
- *Die Türkei, Landschaften und Menschen*. Eine Skizze zur Landes- und Volkskunde. 48 S., Berlin 1918.
- KRÜGER, K.: *Die Türkei*. 392 S., Berlin 1951.
- v. RUMMEL, F.: *Die Türkei auf dem Weg nach Europa*. 177 S., München 1952.
- SYKES, M.: *The Caliph's last Heritage*. 638 p., London 1915.
- TSCHUDI, R.: Die osmanische Geschichte bis zum Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts. S. 567–600 in: W. Andreas (Hg.), *Die Neue Propyläen-Weltgeschichte*. III. Das Zeitalter der Entdeckungen, der Renaissance und der Glaubenskämpfe. 645 S., Berlin 1941.
7. WAGENSEIL, F. u. HAUSCHILD, M. W.: *Anthropologische Untersuchungen an anatolischen Türken*. *Z. Morph. Anthropol.* XXIX, 193–260, 1931.
8. KROGMAN, W. M.: Cranial types from Alishar Hüyük and their relations to other racial types, ancient and modern, of Europe and Western Asia. p. 213–293 in: H. H. v. d. Osten, *The Alishar Hüyük, seasons 1930–32*, III, Chicago 1937.
9. ARIK, R. O.: *Les fouilles d'Alaca Höyük*. Entreprises par la Société d'Histoire Turque. Rapport préliminaire sur les travaux en 1935. 119 p., Ankara 1937.
- HANÇAR, F.: *Alaca Höyük*. Ein hervorragender kupferzeitlicher Siedlungs- und Bestattungsplatz unfern von Boghazköy. *Wiener Beitr. Kunst- u. Kulturgesch. Asiens* XII, 13–36, 1938.
- KOŞAY, H. Z.: *Das Dorf Alaca-Höyük*. Materialien zur Ethnographie und Volkskunde von Anatolien. 105 S., Ankara 1951.

10. v. **TSCHECHATSCHEFF, P.**: Reisen in Kleinasien und Armenien 1847-1863. Itinerare. *Pet. Mitt. Erg. H. XX*, 68 S., Gotha 1867 (vgl. Kleinasien, Leipzig 1887).
11. **ALMAGRO, M.**: Ampurias. Historia de la ciudad y guía de las excavaciones. 275 p., Barcelona 1951.
12. **BITTEL, K.**: Die Felsbilder von Yazilikaya. Neue Aufnahmen der deutschen Boğazköy-Expedition 1931. 11 S., 31 Taf., Bamberg 1934.
 — Die Ruinen von Boğazköy. Die Hauptstadt des Hethiterreiches. 107 S., Berlin-Leipzig 1937.
 — u. **NAUMANN, R.**: Boğazköy-Hattusa. Ergebnisse der Ausgrabungen des Deutschen Archäologischen Instituts und der Deutschen Orient-Gesellschaft in den Jahren 1931-39. I. Architektur, Topographie, Landeskunde und Siedlungskunde. 63 S., Veröff. Deutschen Orient-Ges., 184 S., Stuttgart 1952.
 — **NAUMANN, OTTO, RUDOLF**: Yazilikaya. Architektur, Felsbilder, Inschriften und Kleinfunde. 61. Veröff. Deutschen Orient-Ges., Stuttgart 1941.
BOSSERT, TH.: Die Felsbilder von Yazilikaya. Arch. Orientforsch. X, 66-88, 1935-36.
13. **HROZNY, B.**: Die Sprache der Hethiter, ihr Bau und ihre Zugehörigkeit zum indogermanischen Sprachstamm. Ein Entzifferungsversuch I, 245 S., Leipzig 1917.
 — Die älteste Geschichte Vorderasiens und Indiens. II. Aufl., 259 S., Prag 1943.
14. v. **LUSCHAN, F.**: Die Tachtadschy und andere Überreste der alten Bevölkerung Lykiens. Arch. Anthropol. XIX, 1-23, 1890.
 — The early inhabitants of Western Asia. J. Royal Anthropol. Inst. Gr. Britain XLI, 221-244, 1911 (Repr. Smithsonian Inst. 553-577, 1915).
PETERSEN, E. u. v. LUSCHAN, F.: Reisen in Lykien, Milyas und Kibyris II. 248 S., Wien 1889 - vgl. S. 198-226.
15. **KURTH, G.**: Neue Schädel- und Skelettfunde von Büyükkaya und aus der Schicht 4 in der nördlichen Unterstadt. R. 67-70 in: K. Bittel u. a., Boğazköy III. Funde aus den Grabungen 1952-55. Berlin 1957.
SCHAEUBLE, J.: Anthropologische Beobachtungen an hethitischen Skelettfunden aus Boğazköy, Anatolien. Vorläufige Mitteilung. Homo V, 185-187, 1954.
 — Anthropologische Untersuchung der hethitischen Skelettfunde aus Osmanakayasi bei Boğazköy (Anatolien). S. 35-59, in: K. Bittel u. a., Die hethitischen Grabfunde von Osmanakayasi. 71. wiss. Veröff. D. Orient-Ges., Berlin 1958.
 Vgl. a. Anm. 2 u. 14.
16. **KANSU, Ş. A.**: Etude anthropologique de quelques squelettes d'Alaca Höyük. L'Anthrop. XLVII, 35-39, 1937.
 — et **ATASAYAN, M.**: Recherches sur les squelettes de l'âge du cuivre et de l'époque Hittite, découverts dans les fouilles de Kusura, aux environs d'Afyon Karahisar. Rev. Turque d'Anthrop. IX-XXII, 277-313, 1939.
 — et **TUNAKAN, S.**: Alaca-Höyük. Sur l'anthropologie de la population des âges chalcolithique, du cuivre et du bronze mis au jour lors des fouilles d'Alacahöyük 1943-45. Belleten X, 539-555, 1946.
 — Etude anthropologique des squelettes datant des époques Hittite et Phrygienne et de l'âge classique, provenant des fouilles du Höyük de Karaoğlan (1937-1938). Belleten XII, 759-778, 1948.
ŞENYÜREK, M. S.: A note on the human skeletons from Alaca Höyük. Belleten XIV, 57-84, 1950.
 — A study of the human skeletons from Kültepe. Belleten XVI, 323-343, 1952.
 — A note on the skulls of chalcolithic age from Yümüktepe. Belleten XVIII, 1-25, 1954.
17. **FISCHER, E.**: Zur Frage: Schädelform und Umwelt. Z. Morph. Anthropol. XLIV, 51-61, 1952.
GERHARDT, K.: Zur Frage Brachykephalie und Schädelform. Z. Morph. Anthropol. XXXVII, 277-489, 1938.
 — Paläanthropologische Probleme der alten Mediterraneis und Weißafrikas. Ber. 5. Tag. Dtsch. Ges. Anthrop. Freiburg 1956, 84-96, 1957.

- LAHOVARY, N.: Les brachycéphales et la question de la brachycéphalisation progressive. Bull. Schweiz. Ges. Anthrop. Ethnol. XXIII, 23–63, 1947 (vgl. a. ebda. XXVI, 56–66, 1949/50).
- SCHWIDETZKY, I.: Eine Lanze für die Substitutionstheorie. Z. Morph. Anthr. XLVI, 288–292, 1954.
- WENINGER, J.: Über die Brachykephalie bei Kaukasus- und Balkanvölkern. Z. Morph. Anthr. XLIV, 260–271, 1952.
- Zur Frage der europäischen Systemrassen. S. 96–102, in: Ber. 5. Tag. D. Ges. Anthrop. Freiburg 1956, 195 S., Göttingen 1957.
18. v. EICKSTEDT, E.: Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit. 936 S., Stuttgart 1934.
19. BENT, TH.: The Yourouks of Asia Minor. J. R. Anthrop. Inst. XX, 269–276, 1891.
- GÜNGÖR, K.: Recherches anthropométriques sur les Yöruks. Türk. Antropologi Mecmuase XV, 189–212, 1939.
- v. LUSCHAN, F.: Wandervölker Kleinasiens. Z. Ethnol. XVIII, 167–171, 1886.
20. v. LUSCHAN, F.: Ausgrabungen in Sindschirli. 5 Bde., Berlin 1893–1945.
21. WOOLLEY, C. L., LAWRENCE, T. E. a. o. (Ed.): Carchemish. Report on the Excavations at Djerabis on behalf of the British Museum. 2 Vols., London 1914–21.
22. v. OPPENHEIM, M.: Der Tell Halaf. Eine neue Kultur im ältesten Mesopotamien. 276 S., Leipzig 1931.
- Tell Halaf. III. Die Bildwerke. 125 S., Berlin 1955.
- Vgl. a. AKURGAL, E.: Urartäische Kunst, Anatolia IV, 77–114, 1959. ALBRIGHT, W. F.: Syrien, Phönizien u. Palästina. Vom Beginn der Selbsthaftigkeit bis zur Eroberung durch die Achämeniden. S. 331–376 in: Historia Mundi II, 655 S., München 1953.
- KROGMAN, W. M.: Ancient cranial types at Chatal Höyük on Tell Al-Judaidah, Syria, from the late fifth millenium B. C. to the mid-seventh century A. C. Belleten XIII, 407–477, 1949.
- 22 a. Die Erinnerung daran ist noch heute lebendig. In dem kläglichen Trümmerdörfchen Hah, das einst 40 Jakobitenkirchen besaß, sagte der Matran (Metropolitan) der vermutlich ältesten Kirche der Welt zu mir: sie ist das einzige, was uns nach Timur Lenk verblieb.
23. v. LUSCHAN, F.: Die Tachtadschy und andere Überreste der alten Bevölkerung Lykiens. Arch. Anthr. XIX, 1–23, 1890.
- Völker, Rassen, Sprachen. 190 S., Berlin 1922.
24. FIELD, H.: The Anthropology of Iraq. 2 Vols., Chicago 1940–49.
25. BOAS, F.: Bemerkungen über die Anthropometrie der Armenier. Z. Ethnol. LV, 74–82, 1924.
- BUNAK, V.: Crania Armenica. Untersuchung zur Anthropologie von Vorderasien. 263 S., Moskau 1927.
- KAPPERS, C. U. A.: An introduction to the anthropology of the Near East in ancient and recent times. 200 p., Amsterdam 1934.
- KHERUMIAN, R.: Les Arméniens. 298 p., Paris 1943.
- SELTZER, C. C.: The racial characteristics of Syrians and Armenians. Pap. Peabody Mus. XIII, 1–77, 1936 (vgl. XVI, 1940).
- WENINGER, J.: Armenier. Ein Beitrag zur Anthropologie der Kaukasusvölker. 64 S., Wien 1951.
26. BOSSERT, H. TH.: Die Hieroglyphischhethitischen Inschriften vom Karatepe nach dem Stand vom Herbst 1953. Belleten XVIII, 27–34, 1954.
27. BILLERBECK, A.: Das Sandschak Suleimania und dessen persische Nachbarland-schaften zur babylonischen und assyrischen Zeit. Geographische Untersuchungen unter besonderer Berücksichtigung militärischer Gesichtspunkte. 178 S., Leipzig 1898.
- DICKSON, B.: Journeys in Kurdistan. Geogr. J. XXXV, 357–379, 1910.
- MINORSKI, V.: Kurden, Kurdistan. Enzykl. Islam II, 1212–1240, 1927.

- SYKES, M.: The Kurdish tribes of the Ottoman empire. *J. R. Anthropol. Inst. Great-Britain* XXXVIII, 451-486, 1908.
— *The Caliph's Last Heritage*. 638 p., London 1915.
- WAGNER, M.: *Reise nach Persien und dem Lande der Kurden*. 2 Bde., Leipzig 1852.
28. GHIRSHMAN, R.: *Fouilles de Sialk près de Kashan* 1933, 1934, 1937. 152 p., Paris 1938. — Vgl. p. 101 u. 117.
29. CAMERON, G. G.: *History of Early Iran*. 260 p., Chicago 1936.
- CURZON, G. N.: *Persia and the Persian Question*. 2 Vols., London 1892.
- DRIVER, G. R.: *The dispersion of the Kurdes in ancient times*. *J. R. Asiatic Soc.* 563-572, 1921.
- GARROD, D. A. E.: *The palaeolithic of Southern Kurdistan*. *Bull. Amer. Sch. Prehist. Res.* VI, 24-37, 1930.
- GÖTZE, A.: *Hethiter, Churriter und Assyrer. Hauptlinien der vorderasiatischen Kulturentwicklung im 2. Jahrtausend vor Chr.* Geb. 194 S., Oslo 1936.
- HÜSING, G.: *Die Völker Alt-Kleinasiens*. *Wiener Prähist. Z.* VII/VIII, 29-52, 1920-21.
- MINORSKY, V. F.: *Urmiya. Landstrich und Stadt in der persischen Provinz Adharbaidjan*. *Enzyklopaedie des Islam* IV, 1118-1123, 1934.
- SPEISER, E. A.: *Southern Kurdistan in the annals of Ashurnasirpal and today*. *Ann. Amer. Schools Oriental Res.* VIII, 1-42, 1928.
— *Mesopotamian Origins. The basic population of the Near East*. 198 p., Philadelphia-London 1930.
30. CHRISTOFF, H.: *Kurden und Armenier*. 85 S., Heidelberg 1935.
- KHERUMIAN, R.: *Les Arméniens*. 298 p., Paris 1943.
- LEHMANN-HAUPT, C. F.: *Armenien einst und jetzt*. 2 Bde., Berlin 1910-31.
- LYNCH, H. F. B.: *Armenia. Travels and studies*. 2 Vols., London 1901.
- ROHRBACH, P.: *Armenien. Beiträge zur armenischen Landes- und Volkskunde*. 144 S., Stuttgart 1919.
- SANDERS, A.: *Kaukasien. Geschichtlicher Umriss*. II. Aufl., 349 S., München 1944.
- SELENOY, G. L. u. v. SEYDLITZ, N.: *Die Verbreitung der Armenier in der Türkei und Transkaukasien*. *Pet. Mitt.* XLII, 1-10, 1896.
31. HÜTTEROTH, W.-D.: *Bergnomaden und Yaylabauern im mittleren kurdischen Taurus*. 190 S., Marburg 1959.
- NANSEN, F.: *Betrogenes Volk. Eine Studienreise durch Georgien und Armenien als Oberkommissar des Völkerbundes*. Leipzig 1923.
- WEGNER, A. T.: *Das Zelt. Aufzeichnungen, Briefe, Erzählungen aus der Türkei*. Eine Auswahl. 241 S., Berlin o. J.
32. v. MOLTKE, H.: *Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835 bis 1839*. IV. Aufl., 431 S., Berlin 1882.
33. DOUGLAS, W. O.: *Gärender Orient*. 364 S., Zürich 1954.
- NIKITINE, B.: *Les Kurdes. Etude sociologique et historique*. 360 p., Paris 1956.
34. CHANTRE, M. E.: *Aperçu sur les caractères ethniques des Anshariés et des Kurdes*. *Bull. Soc. Anthropol.* Lyon I, 164-185, 1881-82.
— *Mission scientifique dans l'Asie occidentale et spécialement dans les régions de l'Ararat et du Caucase*. *Arch. Missions Sci.* 3, X, 199-263, 1883.
- FIELD, H.: *The Anthropology of Iraq*. II, 2 Kurdistan, II, 3 Conclusions. 174 p., Cambridge 1952.
- KAPPERS, C. U. A. and PARR, L. W.: *An introduction to the anthropology of the Near East in ancient and recent times*. 200 p., Amsterdam 1934.
35. BANSE, E.: *Die Länder und Völker der Türkei. Eine kleine ästhetische Geographie*. 126 S., Braunschweig 1916.
- v. LUSCHAN, F.: *Völker, Rassen, Sprachen*. 190 S., Berlin 1922.
36. DIRR, A.: *Einführung in das Studium der kaukasischen Sprachen*. 392 S., Leipzig 1927.

- NIKITINE, B.: Les Kurdes. Etude sociologique et historique. 360 p., Paris 1956.
 N. N.: Das Volk der Kurden. Globus LVII, 355-365, 1890.
- SOANE, E. B.: The Mesopotamie and Kurdistan in Disguise. With historical notices of the Kurdish tribes and the Chaldeans of Kurdistan. 421 p., London 1921.
- HÜSING, G.: Die Völker Alt-Kleinasiens. Wiener Prähist. Z. VII/VIII, 29-52, 1920-21.
- MANN, O.: Kurdisch-Persische Forschungen. 3 Bde., Berlin 1906-09.
- MARR, N.: Der japhetitische Kaukasus und das dritte ethnische Element im Bildungsprozeß der mittelländischen Kulturen. Japhetit. Stud. II, 76 S., Berlin 1923.
- MINORSKY, V. F.: Sawdj-Bulak. Encykl. Islam IV, 200-205, 1934.
37. DIEULAFOI, M.: L'acropole de Suse. 446 p., Paris 1893.
- HOUSSAY, M.: Les peuples actuels de la Perse. Bull. Soc. Anthr. Lyon VI, 101-148, 1887.
38. DE KHANIKOFF, N.: Mémoire sur l'éthnographie de la Perse. 146 p., Paris 1866.
39. HARRISON, J. V.: The Bakhtiari Country, Southwestern Persia. Geogr. J. LXXX, 193-210, 1932.
- SAWYER, H. A.: The Bakhtiari Mountains and Upper Elam. Geogr. J. IV, 481-505, 1894.
- WALTHER, R.: Note sur la tribu des Bachtiaris en Iran. La Geogr. LXX, 133-141, 1938.
40. HUNTINGTON, E.: Season of Birth. Its relation to human abilities. New York 1938 - vgl. S. 433-435.
41. v. MIKUSCH, D.: Wassmuss, der deutsche Lawrence. Auf Grund der Tagebücher und Aufzeichnungen des verstorbenen Konsuls, sowie deutscher und anderer Quellen. 332 S., Leipzig 1937.
- ULLENS DE SCHOOTEN, M. T.: Among the Kashkai. A tribal migration in Persia. Geogr. Mag. XXVII, 68-78, 1954.
42. DE BODE, C. A.: Travels in Luristan and Arabistan. 2 Vols., London 1845.
- DOUGLAS, W. O.: Gärender Orient. 364 S., Zürich 1954.
- FEILBERG, C. G.: Les Papis. Tribu persane de nomades montagnards du sud-ouest de l'Iran. 166 p., Kopenhagen 1952.
- GROTHE, H.: Die Bevölkerungselemente Persiens. I. Oriental. Arch. I, 18-25, 1910-11.
- HERZFELD, E. E.: Eine Reise durch Luristan, Arabistan und Fars. Pet. Mitt. LIII, 49-63, 73-90, 1907.
- LAYARD, A. H.: A Description of the Province of Khuzistan. J. R. Geogr. Soc. London XVI, 1-105, 1846.
- LYNCH, H. B.: Across Luristan to Ispahan. Proc. R. Geogr. Soc. XII, 533-553, 1890.
- MAUNSELL, F. R.: The land of Elam. Geogr. J. LXV, 432-37, 1925.
- RAWLINSON, H. C.: Notes on a march from Zohab, at the foot of the Zagros, along the mountains to Khúsistán (Susiana) and from there through Luristan to Kermánsháh in the year 1836. J. R. Geogr. Soc. IX, 26-226, 1839.
- STARK, F.: The Pusht-i-Kuh. Geogr. J. LXXXII, 247-259, 1933.
- The Valleys of the Assassins and other Persian Travels. IX. Ed., 319 p., London 1947.
- STRAUSS, TH.: Ein Ausflug von Kermanschah an den Seimere. Mitt. Geogr. Ges. Thüringen XXIII, 8-15, 1905.
43. RICH, C. J.: Narrative of a residence in Koordistan and an account of a visit to Shiraz and Persepolis. 2 Vols., London 1836.
44. DUSSAUD, R.: The Bronzes of Luristan. Types and history. In: Popc, A. U. and Ackermann, P.: A survey of Persian art. I, 895 p., London-New York 1938.
- HANČAR, F.: Kaukasus-Luristan. Züge kultureller Verwandtschaft des prähistorischen Kaukasusgebietes mit dem Alten Orient. Eurasia Septentrionalis antiqua IX, 49-112, 1934.

- HEYDRICH, M.:** Bronzen aus Luristan. Eine Einführung zur Ausstellung der Sammlung Graeffe im Rautenstrauch-Joest-Museum der Stadt Köln. o. S., Köln 1955.
- POTRATZ, A. H.:** Die Luristanbronzen des staatlichen Museums für Vor- und Frühgeschichte zu Berlin. *Prähist. Z.* XXX/XXXI, 169–198, 1941–42.
45. **UNGNAD, A.:** Subartu. Beiträge zur Kulturgeschichte und Völkerkunde Vorderasiens. 204 S., Berlin-Leipzig 1936 – vgl. S. 96ff.
46. **ROSTOVZEFF, M.:** *Iranians and Greeks in South Russia.* 260 p., Oxford 1922. — Some remarks on the Luristan bronzes. *Ipek*, 45–56, 1931.
47. **GODARD, A.:** Les bronzes de Luristan. *Ars Asiatica* XVII, 114 p., Paris 1931.
- STARK, F.:** The bronzes of Luristan. *Geogr. J.* LXXX, 498–505, 1932.
48. **STARK, F.:** *The Valleys of the Assassins and other Persian Travels.* 319 p., IX. Ed., London 1947.
49. **BOBEK, H.:** Forschungen im zentralkurdistanischen Hochgebirge zwischen Van und Urmia-See (Südanatolien und Westazerbaican). *Petermanns Mitt.* LXXXIV, 152–162, 215–228, 1938.
- v. **HANDEL-MAZZETTI, H.:** Kurdistan. Vegetationsbilder X, H. 6, 1912.
50. **HERZFELD, E. and SIR KEITH, A.:** Iran as a prehistoric center. p. 42–58 in: A. U. Pope, *A survey of Persian art from prehistoric times to the present.* 2 Vols., London-New York 1938.
51. **HADDON, A. C.:** *The Races of Man and their Distribution.* 184 p., Cambridge 1924.
52. **KEITH, A.:** Report on the human remains. p. 214–240 in: Hale and Wooley, *Ur Excavation I. Al Ubaid.* Oxford 1928.
53. **SERGI, G.:** *The Mediterranean Race: a study of the origin of the European peoples.* 320 p., London 1901.
54. **KROGMAN, W. M.:** Racial types from Tepe Hissar, Iran, from the late fifth to the early second Millenium b. C. A chapter in the protohistory of Asia Minor and the Middle East. *Verhandel. Nederl. Akad. Wetenschappen* XXXIX, 87 p., Amsterdam 1940 – vgl. Taf. 2 u. 4–5.
- VALLOIS, H. V.:** Les ossements de Sialk. Contribution à l'étude de l'histoire raciale de l'Iran ancien p. 113 192 in: R. Ghirshman, *Fouilles de Sialk près Kashan.* Mus. Louvre, Dep. Antiquité Orient. Sér. Archéol. 5, II, Paris 1939.
55. **SPULER, B.:** *Die Mongolen in Iran.* II. Aufl., 579 S., Berlin 1955.
56. **ERDMANN, K.:** Das Datum des Tak-i Bustan. *Ars Islamica* IV, 79–97, 1937. — *Die Kunst Irans zur Zeit der Sasaniden.* 142 S., Berlin 1943.
- HERZFELD, E.:** Am Tor von Asien. Felsdenkmale aus Irans Heldenzeit. 164 S., Berlin 1920.
- SARRE, F. u. HERZFELD, E.:** *Iranische Felsreliefs. Aufnahmen und Untersuchungen von Denkmälern aus alt- und mitteleuropäischer Zeit.* 277 S., Berlin 1910.
57. **COON, C. S.:** *Cave Explorations in Iran* 1949. 125 p., Philadelphia 1951.
58. **BISHOP, I. L.:** *Journeys in Persia and Kurdistan.* 2 Vols., London 1891.
- DICKSON, B.:** *Journeys in Kurdistan.* *Geogr. J.* XXXV, 357–379, 1910.
- FILMER, H.:** *The Pageant of Persia. A Record of Travel by Motor in Persia with an Account of its Ancient and Modern Ways.* 422 p., New York 1936.
- NIKITINE, B.:** Le système routier du Kurdistan. (Le pays entre les deux Zab.) *La Géographie* LXIII, 363–385, 1935.
- RAWLINSON, H. C.:** Notes on a journey from Tabriz through Persian Kurdistan. *J. R. Geogr. Soc.* X, 1–64, 1941.
- STEIN, A.:** *Old Routes of Western Iran. Narrative of an Archaeological Journey.* 432 p., London 1940.
59. **MANN, O.:** *Kurdisch-Persische Forschungen.* 3 Bde., Berlin 1906–09 (vgl. III, 3: *Die Mundart der Mukri-Kurden*).
60. **KAPPERS, C. U. A. and PARR, L. W.:** *An Introduction to the Anthropology of the Near East in Ancient and Recent Times.* 200 p., Amsterdam 1934 – vgl. p. 81.
61. **CAMERON, G. G.:** *History of Early Iran.* 260 p., Chicago 1936.

62. HERZFELD, E. E.: *Archaeological History of Iran*. 112 p., London 1935.
 JUSTI, F.: *Geschichte Irans von den ältesten Zeiten bis zum Ausgang der Sasaniden*.
 S. 395–550 in: *Iranische Geschichte und Kultur II*, 2, Straßburg 1896–1904.
 v. D. OSTEN, H. H.: *Die Welt der Perser*. II. Aufl., 299 S., 118 Taf., Stuttgart 1956.
 v. PRASCHEK, J.: *Geschichte der Meder und Perser*. 2 Bde., Gotha 1906–1910.
 STIER, H. E.: *Alt-Iran und die Entstehung des neuere Orientis*. S. 427–462 in:
 W. Andreas (Hg.), *Die Neue Propyläen-Weltgeschichte I*, 579 S., Berlin 1940.
 SYKES, P.: *A History of Persia*. III. Ed., 563 p., London 1951.
63. HÜSING, G.: *Völkerschichten in Iran*. *Mitt. Anthr. Ges. Wien XLVI*, 199–250, 1916
 – vgl. S. 211.
64. GÜNTHER, H. F. K.: *Die nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens. Zugleich ein Beitrag zur Frage nach der Urheimat und Rassenherkunft der Indogermanen*.
 247 S., München 1934.
65. HOUSSAY, M.: *Les peuples actuels de la Perse*. *Bull. Soc. Anthr. Lyon VI*, 101–148,
 1887.
66. v. BLÜCHER, W.: *Zeitenwende in Iran*. 338 S., Stuttgart 1951.
 BOULANGER, R.: *Iran*. 127 p., Paris 1956.
 EBTEHAJ, G. H.: *A Guide to Iran*. IV. Ed., 318 p., Teheran 1956.
 HINZ, W.: *Iranische Reise. Eine Forschungsfahrt durch das heutige Persien*. 168 S.,
 Berlin-Lichterfelde 1938.
 LAMBTON, A. R. S.: *Landlord and Peasant in Persia. A study of land tenure and land
 revenue administration*. 492 p., London 1953.
 MEHDEVI, A. S.: *Mein persisches Abenteuer*. 268 S., Berlin-Grünwald 1955.
 DE MORGAN, J. M.: *La féodalité en Perse. Son origine, son développement, son
 état actuel*. *Rev. Ethnogr. Soc. III*, 169–190, 1912.
 WILDER, D. N.: *Iran: Past and present*. III. Ed., 276 p., Princeton 1955.
67. DAPPER, O.: *Reich des Großen Mogols, Persien, Georgien und Mengrelien*. 556 S.,
 Nürnberg 1682 – vgl. S. 75.
68. SCHWIDETZKY, I.: *Turaniden-Studien*. *Abh. Akad. Wiss. Lit., Mathem.-Naturwiss.
 Klasse IX*, 235–291, 1950.
69. ALAGÖZ, C. A.: *Sur la transhumance en Anatolie particulièrement au nord d'Ankara*.
Congr. Internat. Geogr. Amsterdam 1938, III, 5–10, 1938.
 BANSE, E.: *Kurdistan – ein länderkundlicher Begriff*. *Pet. Mitt. LVII*, 1, 286–288,
 1911.
 BOBEK, H.: *Forschungen im zentralkurdischen Hochgebirge zwischen Van- und
 Urmia-See*. *Pet. Mitt. LXXXIV*, 152–162, 215–228, 1938.
 FRÖDIN, J.: *Les formes de la vie pastorale en Turquie*. *Geogr. Annaler XXVI*,
 219–272, 1944.
 HÜTTEROTH, W.-D.: *Bergnomaden und Yaylabauern im mittleren kurdischen
 Taurus*. 190 S., Marburg 1959.
 MAUNSELL, F. R.: *Kurdistan*. *Geogr. J. III*, 81–95, 1894.
 OSWALD, F.: *Armenien*. S. 1–40 in: *Handbuch der regionalen Geologie V*, 3,
 Heidelberg 1912.
70. CLAUSS, L. F.: *Von Seele und Antlitz der Rassen und Völker. Eine Einführung in
 die vergleichende Ausdrucksforschung*. 99 S., München 1929.
 — *Als Beduine unter Beduinen*. III. Aufl., 192 S., Freiburg 1954.
71. v. EICKSTEDT, E.: *Ursprung und Entfaltung der Seele. Psychologische Anthropo-
 logie und anthropologische Philosophie*. Vgl. Kap. «Ausklang im Rassischen».
 Stuttgart 1960.

Kurzgefaßtes Sachregister

- Achämeniden 94, 95
 Ägypten 26
 Aiyubiden 41, 55
 Akkulturation 11, 98
 Alaca Hüyük 15
 Alpinide 4, 24
 anadolid 9, 12, 24
 Ankara 10
 Anshan 61, 94
 Anubanini 44, 65
 Armenide 4, 7, 13, 16, 22
 Armeniden-Problem 35
 Armenier 54
 Armenisch 52
 Asarhaddon 30
 Aschiret 56
 Assur 31, 61, 63, 94
 Assyrer 30, 33, 92
 Azerbaidschan 55, 90, 93
- Babylon** 17, 52, 64, 68, 94
 Bachtaren 61
 Bar-Rekub 30
 Bevölkerungsgeschichte 53
 Biohistoric 3
 Bisutun 86
 Boghazköy 18, 26
 Bolu-Paß 9
- Damaskus** 40
 Dariusch 86, 95
 Debokri 91
 differenzierte Fortpflanzung
 96
 Dinaride 4, 24
 Dorfkurden 79
- Elam** 61, 63
 Ellipi 63
 Eurafrikanide 26, 84
- Fruchtbarer Halbmond 32,
 33, 35
- Garmsir 45
 Geiergesichter 60, 90
 Geotypen 3
 Ghasi 55, 91
 Gorduene 50
 Groß-Loren 61, 66
 Gutu 42, 50, 66
 Gutium 42, 51
- Habichtsnase** 95
 Hammäl 64
 Hammurabi 68
 Harsinbronzen 71
 Hattuscha 14, 18
 Hethiter 7, 17, 68
 Hethiterproblem 35
 Hieroglyphenhethiter 31
 Hülägü 64, 65, 67, 84
 Hurriter 32
 Hyksos 69
- Il-Khan** 92
 Indogermanisierung 52
 Iranide 45, 80
 Isfahan 94
 Ivris 14
- Japhetitisch** 51, 61, 94
- Kabir-Kuh-Kette** 64
 Kalhor 45, 57
 Karda 50
 Karduchen 50
 Kardunasch 68
 Karkemisch 32, 37
 Kaschschi 17, 43, 68
 Kassiten 17, 68
 Kassitenbronzen 71
- Kassitenproblem 43, 65, 68
 Kenntypen 3
 Kermanschah 42, 47
 Khaldar 91
 Khoramabad 74
 Khusistan 53
 Kischlak 45
 Kizil Irmak 15
 Klein-Loren 61, 62, 66
 Kolonialismus 100
 Kurasch (Kyros) 67, 95
 Kurden 41
 Kurden-Kassitenproblem
 72
 Kurdenloren 73
 Kurden-Loren-Problem 42
 Kuschara 16
 Küstenanatolier 8
- Loren** 42
 Lulu 42, 62, 65
 Lulubium 42, 51
- Mannaï** 91
 Meder 92
 Meder-Perserproblem 96
 Medien 53
 Medisch 52
 Mediterranide 4, 8, 77, 96
Mitannäer 33
 Mongolide 9, 84, 94
 Muhadschir 8, 55
 Mukri 90
- Negritos** 62
 Nomadenkurden 49
 Nomadentum 97
 Nordide 4, 94, 95
- Orientalide** 4, 39

- Ostalpine 26
Ova 9
- Parsumasch 94
Pa-ye Taq Pass 43
Perser 94
Phrygier 19, 91
Protoiranide 25, 84
Protonordide 25
- Qadesch 33, 39
Qaschghai 61, 63, 66, 95
- Rassen 3
- Sagwand-Loren 75, 97
Sardsir 45
Sassaniden 48
Scham'al 29
Scharaf-Nameh 66
- Scheich Obaidullah 55
Schiras 95
Seldschuken 9, 54
Sendschirli (Zencirli) 29
Skythen 34, 94
Sprache 96
Stammestypus 77
Stilkritik 30
Subartu 33, 51
Substitutionstheorie 25
Susa 61
Syrien 40, 67
Syro-Hethiter 26, 31
- Tabris 103
Taq-e Bostan 85
Tarhan 71
Taurus 29
Timur Lenk 34, 117
- Tor von Asien 44, 86
Tor von Medien 86
Turanide 4, 94
Turk-Loren 64, 66
Typus der Hethiter 21
- Unruhen 55
Urartu 34, 36, 52, 91
Ur-Assur 52
- Van 54
Vogelgesichter 36, 82
Völker 3
- Weddiforme 40
- Yaylak 45
Yazılıkaya 33
Yerkapu 18, 23

Weitere Buchveröffentlichungen des Verfassers:

Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit

1934 · Ferdinand Enke Verlag · Stuttgart

Die rassischen Grundlagen des deutschen Volkes

1934 · Hermann Schaffstein Verlag · Köln

Grundlagen der Rassenpsychologie

1935 · Ferdinand Enke Verlag · Stuttgart

Bevölkerungsbiologie der Großstadt

(zusammen mit verschiedenen Mitarbeitern)

1940 · Ferdinand Enke Verlag · Stuttgart

Die Forschung am schlesischen Menschen

(zusammen mit I. SCHWIDETZKY)

1940 · Verlag Priebsch · Breslau

Völkerbiologische Probleme der Sahara

Die Anthropologie der Tuareg und Tebu und die Rassengeschichte
der antiken West-Äthiopier

1943 · Verlag von Dietrich Reimer/Andrews & Steiner · Berlin

Rassendynamik von Ostasien

China und Japan, Thai und Kmer von der Urzeit bis heute

1944 · Verlag de Gruyter · Berlin

Atom und Psyche

Ein Deutungsversuch

1956 · Ferdinand Enke Verlag · Stuttgart

Die Forschung am Menschen

Ein Lehrbuch der Anthropologie

I. Geschichte und Methoden

II. Physiologische und morphologische Anthropologie

III. Psychologische Anthropologie

1937-1961 · Ferdinand Enke Verlag · Stuttgart

Institut kurde de Paris

Institut kurde de Paris

INSTITUT KURDE DE PARIS
ENTRÉE N° 1755 ?

93
NON

Lehrbuch der Anthropologie

in systematischer Darstellung

Mit besonderer Berücksichtigung der
anthropologischen Methoden
Begründet von

RUDOLF MARTIN

3. umgearbeitete und erweiterte Auflage
von Prof. Dr. Dr. KARL SALLER

I. Band: (Lieferung 1—4) VIII, 661 S., Gr.-8°
mit 312 Abb. und 8 Musterformularen. 1957.
In Leinen geb. DM 122,—, Subskriptionspreis
DM 108,—.

II. Band: (Lieferung 5—9) VIII, 913 S., Gr.-8°
mit 354 Abbildungen. 1959. In Leinen geb.
DM 170,—, Subskriptionspreis DM 148,—.

Weitere Lieferungen erscheinen fortlaufend.
Das Werk wird nur vollständig abgegeben.

«Dieses Lehrbuch ist das Lehrbuch der Anthropologie schlechthin und für Studierende der Anthropologie unentbehrlich. . . Jede Wissenschaft, die sich in irgendeiner Weise mit dem Menschen befaßt, muß immer auf Anthropologie — vom Verfasser zugleich «Gesundheitskunde der Menschen» genannt — und damit auf dieses ausgezeichnete Lehrbuch zurückgreifen.»
(Orion, Murnau)

Das Menschenbild der Biologie

von Prof. Dr. ILSE SCHWIDETZKY
81 Abb., VIII, 218 S., Gr.-8°, 1959,
in Leinen geb. DM 24,—

Hundert Jahre Evolutionforschung

Das wissenschaftliche Vermächtnis
CHARLES DARWINS

Herausgeg. von Prof. Dr. GERHARD HEBERER
u. Prof. Dr. FRANZ SCHWANITZ
83 Abb., VIII, 458 S., Gr.-8°, 1960,
in Leinen geb. DM 72,—

Die Evolution der Organismen

Herausgeg. von Prof. Dr. GERHARD HEBERER
2. Auflage, 2 Bände, 418 Abb., XVI, 1326 S.
Gr.-8°, 1959, in Leinen geb. DM 132,—

Dokumente zur Begründung der Abstammungslehre

vor 100 Jahren (1858/59—1958/59)

Von DARWIN und WALLACE

Herausgeg. von Prof. Dr. GERHARD HEBERER
4 Tafeln, IV, 71 S., 8°, 1959, kartoniert DM 7,80

GUSTAV FISCHER VERLAG

STUTT GART

Institut kurde de Paris

GEN